Werk

Titel: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur

Ort: Berlin

Jahr: 1887

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345204123_0031|log58

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTHUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XIII, 2 MÄRZ 1887

Die deutschen haustypen. nachträgliche bemerkungen von RUDOLF HENNING. Quellen und forschungen 55, 2. Strafsburg, Trübner, 1886. 34 ss. 8°.
Das friesische bauernhaus in seiner entwickelung während der letzten vier jahrhunderte, vorzugsweise in der küstengegend zwischen der Weser und dem Dollart von OTTO LASIUS. Quellen und forschungen 55, 1. Strafsburg, Trübner, 1885. VI und 34 ss. 8°.

In diesen blättern hat eine frühere schrift Hennings: Das deutsche haus in seiner historischen entwickelung. mit 64 holzschnitten. Strafsburg 1882 (Quellen und forschungen 47, IX und 183 ss. 8°) keine erwähnung gefunden; es sei gestattet, bei ihr nachträglich zu verweilen und von ihr aus zur anzeige der oben angeführten brochüren überzugehen, die nur ergänzungen der genannten Henningschen schrift bilden.

Untersuchungen über die eigentümliche form und bauart der deutschen bauernhäuser sind namentlich seit den vierziger jahren dieses jahrhunderts reichlich erschienen, an denen architecten, kunsthistoriker und historische localvereine gleichmäfsigen anteil haben. in seiner Geschichte der romanischen baukunst in Deutschland (1874) sprach Heinrich Otte diese bauernhäuser geradezu als fortsetzungen altgermanischer bauart an: 'die frage nach der inneren räumlichen disposition der ältesten deutschen wohnungen könnte in so fern als eine durchaus müfsige erscheinen, als weder überreste noch schriftliche nachrichten darüber auf uns gekommen sind. dennoch wird bei der anerkannten zähigkeit der bäuerlichen sitten und bei der im allgemeinen stereotypen form der deutschen bauernhöfe ein rückschluss aus der gegenwart auf jene ferne vorzeit immerhin zu ziemlich befriedigenden resultaten führen.' Otte unterscheidet zwei hauptclassen der deutschen bauernhöfe, nach altsächsischer und fränkischer bauweise.

Weiter beschäftigte sich mit der frage der geographentag zu Berlin 1881 und ein hier gehaltener vortrag von August Meitzen, der nachher in druck erschien (Das deutsche haus in seinen volkstümlichen formen. behufs ermittelungen über die geographische und geschichtliche verbreitung besprochen auf dem geographentage zu Berlin am 7—9 juni 1881. separatabdruck aus den Verhandlungen des deutschen geographentages. mit einer kartenskizze und 6 tafeln abbildungen. Berlin 1882). Meitzen nimmt vier typen des deutschen bauernhauses an, das

fränkische, das friesische und sächsische, das schweizer und das nordische haus (das alemannische wird nur als eine unterart des fränkischen betrachtet); aber diese vier typen gehen auf zwei grundformen zurück entsprechend der alten zweiteilung der Germanen, ein ostgermanisches (nordisches) und ein westgermanisches haus. als geograph im sinne Ritters ist Meitzen an seine aufgabe herangegangen, er skizziert nicht nur was vorhanden ist und was er sieht, sondern er forscht auch nach den gründen und bedingungen solcher entscheidungen, und hiermit tritt er auf das historische und antiquarische gebiet über. auch ihm steht das hohe alter unseres 'volkstümlichen hauses', als welches er das bauernhaus ansieht, fest, das letztere ist, soweit nicht übertragungen aus einer fremden cultur stattgefunden haben, auch das vorbild des stadthauses. als ältesten typ des westgermanischen hauses betrachtet M. jene wertvollen gräberfunde, die hausurnen, urnenartige etwa 1½ fufs hohe gefäfse in gestalt von häusern, welche zur bestattung von verbrannten leichen gedient haben, und von denen aus Deutschland bis jetzt zehn bekannt sind; als jüngere form wird das friesische und sächsische haus betrachtet, als aus einem scheunenraum entwickelt; und das fränkische haus möchte M. als überhaupt nicht ursprünglich deutsch, sondern aus römischen und keltischen mustern erwachsen ansehen.

Mit M.s untersuchungen berührt sich nun vielfach eng das fast gleichzeitig erschienene Henningsche buch: Das deutsche haus. Hennings arbeit ist die des culturhistorikers und archäologen. auch er geht von der form des bauernhauses aus, aber er nimmt sechs bauarten an: die fränkisch-oberdeutsche, sächsische, friesische, anglodänische, nordische und ostdeutsche, und gelangt nach der schilderung dieser bauarten zu historischen und archäologischen schlüssen, die in den beiden capiteln seines buches: Das arische haus, und Zur geschichte des deutschen hauses niedergelegt sind.

Neu ist in H.s werke aufser dem vielen anregenden des historischen ausblicks, worauf wir nachher noch zu sprechen kommen, die einteilung der bauarten, in so fern, als der verf. nicht nur den friesischen typ als einen vom sächsischen völlig gesonderten (und nicht als eine blofse unterart des letzteren) annimmt, sondern auch eine eigene anglo-dänische bauart aufstellt und endlich von der nordischen classe die ostdeutsche trennt. gegen einen eigenen schweizerischen typ, wie ihn M. annimmt, erklärt er sich, indem er das schweizerische haus als oberdeutsches, speciell als an die einfachen typen des alemannischen hauses angelehnt betrachtet.

Widerspruch hat H. mehr rücksichtlich dieses teiles seines buches erfahren, als rücksichtlich des historischen, den man mit einigen bemerkungen abtun zu können geglaubt hat. zumal die

einteilung der bauarten wollte ihm von mehreren seiten nicht zugegeben werden, man hielt für Deutschland an den beiden typen des fränkischen und des sächsischen hauses fest, alle andere deutschen als modificationen des einen oder anderen ansehend, und nahm als dritten nur noch den nordischen an.

Gegen diesen widerspruch vornehmlich wendet sich nun die am kopfe dieser besprechung angeführte kleinere H.sche schrift, indem sie mit eindringlichkeit die einteilung des früheren buchs verteidigt. so weit der streit die anglo-dänische bauart betrifft, die von H. als eine besondere behandelt wird, während andere sie an das sächsische und friesische haus angeschlossen wissen wollen, so hatte H. so reichliches und gutes material beigebracht und darauf seine ausführungen so klar gegründet, dass für den unbefangenen ein bezweifeln der letzteren nicht gut möglich war; und was das schweizer haus angeht, so hat ref., auch ehe er Gladbachs Schweizer holzstil kannte, auf grund eigener anschauung bei langjährigem aufenthalt im lande, sich dieselbe ansicht wie H. gebildet, 'dass die schweizerische bauart nicht nur ganz eng mit der oberdeutschen zusammenhängt, sondern dass sie auch speziell an die einfacheren typen des alemannischen hauses sich anlehnt.'

Für das friesische haus und seine eigentümlichkeit aber fand H. eine treffliche stütze an der oben genannten arbeit von Lasius, einer kleinen aber reichen und hochwichtigen schrift, die in eine oft beklagte lücke tritt und bisher unbekanntes material vorlegt. man wird eigentümlich freudig berührt, wenn man die vorrede aufschlägt und gleich anfangs liest: 'als ich im jahre 1823 von Oldenburg als bauconducteur nach Jever versetzt wurde', und darauf sich in den jugendlich-frisch, klar, scharf und anschaulich geschriebenen text vertieft; der verf. ist acht und achtzig jahre alt, aber sein buch zeigt davon nichts. durch dasselbe erfahren wir nun authentische nachrichten über das friesische bauernhaus auf grund selbsteigener und in eigener aufnahme und zeichnung verdeutlichter anschauung; ein eingedrucktes kärtchen zeigt die heimat dieser bauart, die von den Friesen bewohnten nordseemarschen zwischen dem Dollart und der Weser. es zeigt sich, wie recht H. hatte, wenn er, selbst auf grund weniger zuverlässigen materials, das friesische haus als etwas vom sächsischen grundverschiedenes, und nicht als blofse variante, ansah. nach den Lasiusschen ausführungen ergibt sich folgendes. das sächsisch-westfälische bauernhaus besteht aus einem vorderen, durch ein weites tor geöffneten teile, der scheune, 'in deren mitte die dreschdiele zu allen wirtschaftlichen verrichtungen dient; an beiden seiten liegen die stallungen, der segen der ernte ruht auf dem starken gebälk über der diele; in dem die ganze breite des hauses einnehmenden hintergrunde brennt auf niedrigem herde ein immer unterhaltenes feuer, das allem häuslichen ver-

kehr als mittelpunct dient, auch den feuerungsreichtum des landes ebenso, wie das starke ständerwerk den holzreichtum bekundet; einige stuben am hinteren giebel sind für besondere fälle vorbehalten (s. 1). . . . in den friesischen marschen, an den küsten der nordsee haben andere bedingungen eine gänzlich verschiedene einrichtung hervorgerufen. die gegend liefert gar kein steinmaterial und nur wenig bau- und brennholz; sogar der in den westphälischen niederungen reichlich vorhandene torf wird in den marschdistricten nur stellenweise und nur durch schwere arbeit gewonnen, daher das feuer des herdes auf das äufserste eingeschränkt, auch wohnhaus und stallung gegen eindringende kälte sorgfältig geschützt werden. das von dem seetüchtigen volksstamme meistens von der ostsee bezogene bauholz und der ausschliefsliche ziegelsteinbau fordern, zumal bei nur sparsam vorhandenem brennstoffe zu grofser einschränkung im materialverbrauch auf; annäherung an holländische sitte und schiffergewohnheit führen zu strenger sonderung und reinlicherem abschluss der gebiete für menschen und vieh; auch erhalten pferde, rindvieh, schweine usw. getrennte räume — dennoch bleibt alles unter einem dache vereinigt (s. 2). . . . der wesentliche unterschied zwischen beiden bauarten ist dass der friesische bauer von vorn herein auf den freien blick über den gesammten inneren hausraum verzichtete, der ihn genötigt haben würde, die last seiner ernte einem oberen gebälk aufzuladen; vielmehr zimmerte er eine art feimengerüste, mittelst dessen die auf dem festen erdboden lagernde ernte auf leichteste weise überdacht werden kann' (s. 3).

Zu dem diesen sätzen folgenden beweismaterial hat H. in seinem kleinen nachtragsschriftchen einige ergänzende bemerkungen, namentlich nach der historischen seite hin, geliefert, die der vollsten aufmerksamkeit wert sind, die sogar für das friesische scheunenhaus einen weiten historischen hintergrund eröffnen würden, wenn man sanguinisch im combinieren sein wollte. und wenn seine weiter daran geknüpfte bitte um mitteilungen über den volkstümlichen baustil der anglischen stämme in England erfolg haben sollte, wie zu hoffen steht, so wäre eine weitere schöne frucht der H.schen studien zu verzeichnen. es wird sich dann noch weiter darum handeln, die forschungen über die bezüglichen hausarten in denjenigen ländern aufzunehmen, die auf dem M.schen kärtchen als noch unerforscht markiert sind, namentlich teile der Niederlande, Frankreichs, Russlands, — arbeit für ethnologen auf jahrzehnte hinaus.

Die arbeit des deutschen philologen auf solchem forschungsgebiet fordert H. durch den historischen teil seines buches heraus. manches, was hier aufgestellt ist, wird nachgeprüft, manches aufgegeben und ersetzt werden müssen: 'das mitarbeiten vieler ist hier nötig und erwünscht', schreibt H. in der vorrede seines

buches 1882, eine bemerkung, die recht sehr auch auf uns bezogen werden muss.

Das altgermanische haus fortgesetzt in den volkstümlichen formen des deutschen bauernhauses — diese vorstellung geht, wenn wir nicht irren, auf Möser zurück, der sie zwar nicht ausdrücklich aussprach, aber dadurch kräftig hervorhob, dass er seinen bekannten aufsatz in den Patriotischen phantasien (III 139) 'die häuser des landmanns im Osnabrückschen sind in ihrem plan die besten' 1768 in seiner Osnabrückischen geschichte mit unwesentlichen kürzungen widerholte (I 123), an einer stelle, die unmittelbar den gedanken an die wohnungen der alten Sachsen erwecken muste. seit dieser zeit hat man angenommen, das sächsische bauernhaus sei das altgermanische haus überhaupt, eine annahme, die, wie wir oben gefunden haben, unbesehen noch von Otte vertreten ward, bis H. nachwies dass noch fünf andere stilarten anspruch auf gleich hohes altertum erheben dürften.

Die frage ist nun aber, wie alt sind solche volkstümliche bauernhäuser in der form, wie sie noch heute vor uns stehen, und welchen anspruch haben sie in ihrer besonderheit, als vertreter von etwas einst allgemeinem angesehen zu werden? uralt, lautet die antwort in ersterer beziehung, und zur begründung wird auf die anerkannte zähigkeit der bäuerlichen sitten hingewiesen. das material, welches bisher vorgelegt werden konnte, geht nicht über das 16 jh. zurück, keinem der abgezeichneten und besprochenen bauernhäuser kann eine frühere bauzeit nachgewiesen werden. aus einem material von dreihundert jahren schliefst man also zurück auf eine davor liegende zeit von über fünfzehnhundert jahren, in welcher sich ungeheure wirtschaftliche und culturelle veränderungen vollzogen, gegen die sich selbst die zähigkeit der bäuerlichen sitten machtlos erweisen muste. man schliefst zurück, ohne dass man die allerdings sehr zerstreuten notizen, oft blofse winke, ausreichend zu rate gezogen hat, die in dem schriftlichen nachlasse des früheren und späteren deutschen mittelalters, bei den geschichtsschreibern, in urkunden, weistümern und dichterstellen, über hausbau, namentlich auch dörflichen, sich finden. hier (und allerdings auf dem boden H.s, der diese seite keineswegs unberücksichtigt gelassen hat) wird die philologische arbeit einzusetzen haben, und sie wird die jetzige vorstellung vielleicht wesentlich modifizieren. auch die, dass das deutsche bauernhaus das 'volkstümliche haus', nach M.s ausdrucke, schlechthin sei. das heifst nicht mehr und nicht weniger, als jeder alte Germane war ein bauer in unserem sinne.

Unläugbar, dass unsere bauernhäuser in ihren verschiedenen stilarten vieles sehr altertümliche enthalten; aber einen satz wie den folgenden möchte ich nicht unterschreiben: 'vielmehr geht der altertümliche character unserer bauernhäuser in gerader linie in die früheste germanische zeit zurück. wie die ein-

würkungen der römischen cultur ihn nicht wesentlich zu ändern vermocht, sind nachher die grofsen strömungen, welche das übrige deutsche bauwesen zu widerholten malen gänzlich umgestaltet haben, an den volkstümlichen bauernhäusern spurlos vorübergegangen. sie sind die einzige architectonische schöpfung Deutschlands, die rein auf nationalem grunde ruht' (Henning, Das deutsche haus s. 119). meine vorstellungen gehen vielmehr auf eine entwickelung der deutschen bauernhäuser aus älteren formen, die erst in verhältnismäfsig später zeit entstanden ist.

Auch die blicke, die H. über das deutsche haus hinaus geworfen hat auf das 'arische haus', auf die vergleichbaren erscheinungen bei urverwandten stämmen, die über Italien und Griechenland bis nach Indien hinlenken, dürften zu weiterem und schärferem zusehen auffordern. vielleicht ist es gut, einstweilen den blick zu beschränken. hervorgehoben muss nämlich werden dass uns unsere sprache selbst zu dieser beschränkung einladet. die hauptbenennungen, die mit unseren ältesten agrarverhältnissen zusammenhängen, *land* und *marke*, sind wol gemeingermanisch, entbehren aber entsprechender verwandten in den urverwandten sprachen (im gegensatz zu *acker*). ebenso sind die benennungen des hauses und seiner teile (*haus* selbst, *balken, giebel, diele, dach, säule* und *schwelle*) nur gemeingermanisch, *hütte, first, herd* sogar nur westgermanisch (vielleicht war für das letztere die ältere gemeingermanische bezeichnung *rauch*, was einst auf das herdfeuer gieng, vgl. DWB 8 sp. 234). *haus* ist nicht = sanskr. *kôça; halle* nicht sanskr. *çálá; domus*, δόμος, griech. δέμω baue etwas anderes als altnord. *timbr*, ahd. *zimbar*, das in der alten sprache noch nicht einen raum, sondern nur einen holzstamm bezeichnet; und wenn *first* beziehung haben sollte zu sanskr. *pṛšthám* rücken, gipfel, berggipfel, so würde das uns nur lehren dass *first* in seiner deutschen bedeutung eine eigentümlich deutsche schöpfung durch bedeutungsübertragung sei. diese und andere umstände scheinen mir anzudeuten dass das deutsche haus des weiten hintergrundes zum guten teile entbehrt, den man ihm hat leihen wollen, und eine schöpfung erst der zeit ist, in der die Germanen 'zu einer *gens tantum sui similis* erwuchsen.' das alles ist noch stoff für viele weitere arbeit.

Göttingen. M. Heyne.

Reimformeln im westgermanischen. Freiburger diss. von Otto Hoffmann. Darmstadt, buchdruckerei von GWLeske, 1885. Leipzig, Fock in comm. 90 ss. gr. 8°.

Wilhelm Bode, Die kenningar in der ags. dichtung. mit ausblicken auf andere litteraturen. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin, 1886. 100 ss. gr. 8°. — 2 m.

Die methodische sammlung und ordnung der formeln ist wie so vieles unserer wissenschaft durch JGrimm als wichtiges hilfsmittel der litterarhistorischen forschung geschenkt worden. nach Weinholds Spicilegium formularum wurde sie eine zeit lang wider vernachlässigt; wie früher die classischen philologen stach man kritiklos parallelstellen heraus und legte dann triumphierend ein ordnungsloses bündel vor. einen neuen anstofs gab die mustergiltige sammlung von Sievers zum Heliand. wenn diese ihrem zweck entsprechend alphabetisch geordnet war, so hat für sachliche einteilung neuerdings meist Wilmanns sehr verdienstvolle zusammenstellung im Leben Walthers als vorbild gedient. von diesen guten beispielen geleitet strömen jetzt reichlicher formelsammlungen namentlich von den süddeutschen universitäten aus, und von jenen unangenehmen aufhäufungen bis zu systematischen anordnungen nach dieser art lässt sich hier jede stufe belegen.

Die arbeit von Hoffmann ist unbedingt der höheren gattung beizuzählen. gleich die einleitung zeigt den verf. als ernsten und sinnigen arbeiter. die sprache ist knapp und klar; fehler zu lässiger rede wie die falsche wortstellung s. 31 ('übereinstimmungen zwischen zb. Wulfstan und den ags. gesetzen') begegnen selten.

Die schrift zerfällt in zwei teile: 'geschichte der reimformeln und folgerungen aus derselben' s. 8—47, dann die sammlungen selbst s. 48—88. beiden ist eine vorzügliche disposition gemein, welche mit umsicht durchgeführt wird. dadurch wird der verf. auch dazu gebracht, vieles aufzunehmen, was sonst unter den tisch fällt, so die rhythmischen gesetze s. 12, die syntax s. 14, viele puncte in der dankenswerten übersicht der verbreitung der formeln 15 ff (zb. die scheidung zwischen geistlicher und weltlicher poesie 17, die interessanten beobachtungen über das sprichwort 18). durchweg nimmt H. im laufe der arbeit auf litterarhistorische tagesfragen bezug, zb. über den ursprung des Heliand (35—36).

Im einzelnen bin ich allerdings öfters nicht einverstanden. so vermisse ich es, dass die schwierige frage nach dem verhältnis zwischen zwillingsformel (wie ich alle formelhaften verkoppelungen zweier gleichartiger begriffe nenne) und parallelvers (trotz der beispiele s. 78) nicht wenigstens aufgeworfen wird. unrichtig ist,

dass das Hildebrandslied keine einzige formel enthalte (s. 16): *altê joh frôtê* v. 16, *sumaro enti wintro* v. 50 sind zwillingsformeln, v. 13^{b} ist ein formelhafter vers. der verteilung neugefundener formeln auf einzelne dichter 32 f haftet zu grofse unsicherheit an, um mehr als ganz allgemein gehaltene urteile zu ermöglichen uam.

Zu der sammlung selbst werde ich in hoffentlich nicht zu ferner zeit an anderem orte nachträge zu bringen haben; vollständigkeit ist hier nirgends zu erhoffen. fehler sind mir nicht aufgestofsen. s. 68 ist vor 'coordinierte verba' die ordnungszahl 3 ausgefallen.

S. 73 f wird über endreimende parallelformeln nur innerhalb der ags. prosalitteratur gehandelt, 75 mit rührendem reim, 77 mit suffixreim. H. kommt zu dem ergebnis, die endreimformeln seien so alt wie die anlautformeln. aber die zahl der gemeingerm. fälle ist hier doch erheblich gröfser als dort; und wenn sich das aus dem germ. sprachcharacter erklärt (s. 60), so macht eben dieser character so hohes alter der endreimformeln unwahrscheinlich.

Ein anhang 81 f behandelt ags. reimcomposita, eine formelgattung, die H. gleichsam von neuem entdeckt und jedesfalls zuerst eingehend behandelt hat. —

Im gegensatz zu dieser würklich guten arbeit vertritt die von Bode eine erheblich tiefere gattung. die einleitung lässt schärfe und selbständigkeit vermissen. die sammlung selbst aber liefert von den oben gekennzeichneten gruppen von formelsammlungen, beide zugleich abspiegelnd, ein anschauliches bild: die ags. formeln selbst sind gut geordnet und auch ganz verständig bearbeitet, die 'ausblicke auf fremde litteraturen' aber erheben sich nirgend über das wilde eintreiben jeder parallelstelle, die zum unglück gerade des wegs einherkommt.

Gleich die definition ist nicht scharf genug. eine kenning ist nicht einfach 'eine etwas entlegene seltene bezeichnung für einen begriff, für den ein allgemein gebrauchter terminus vorhanden ist' (s. 8). vielmehr wird die kenning auf specielle art gewonnen, nämlich vermittelst der umschreibung durch variierte appellativa (oder entsprechende adjectiva und verba). die beiden classen von benennungen, die einfachen (wenn auch oft entlegenen) heiti und die umschreibenden (wenn auch oft naheliegenden) kenningar bleiben denn auch durch die ganze arbeit in unklarer vermischung beisammen. schon in der einleitung, ja hier am schlimmsten zieht B. alles mögliche hierher, zb. alle euphemismen (s. 8). ebenso geschmacklos als unpassend ist das beispiel 'da geht das heupferd gerade vorbei' statt 'herr so und so geht vorbei.' — die ganze betrachtung über das wesen der kenningar (B. braucht s. 13 uö. die schreckliche form 'kenningarn') 8 f ist recht schwach. s. 14 bemerkt der

verf. selbst den anteil des stabreims; jedesfalls verdankt die altgermanische synonymenjagd ihren betrieb weniger der jugendlichen einbildungskraft des volkes als der versnot der skalden. — dankenswert ist die kurze statistik der 'vertretungswörter' s. 12. — schief ist dann wider die erörterung über das verhältnis der kenningar zu den eigentlichen namen s. 17; dem ursprung nach sind beide 'einseitig', der verwendung nach beide 'allseitig'. — sicherer bewegt sich der verf. durchweg, wo er den festen boden bestimmter belege unter sich fühlt. gegen Rönnings chronologie der kenningar spricht er s. 24 mit guten gründen und will nur zwei epochen scheiden: vor und nach Cynewulf (s. 27). besser würde man wol abgränzen: vor und nach dem eindringen der gelehrten bildung.

Die sammlung selbst 28 f ist übersichtlich geordnet. an reichtum steht sie hinter der Hoffmanns weit zurück. es begegnen manche fehler und flüchtigkeiten, besonders in den übersetzungen; so wird *gim* immer durch 'gemme' gegeben statt durch 'edelstein'; *eadorgeard* soll 'adergarten' heifsen (s. 35); *heolstorcofa* wird 'versteckte kammer' übersetzt statt 'versteckkammer' (s. 41), *frumgâr* 'der erste speer' (s. 47) statt 'der träger des ersten speers'. *bæð* in *ganotes bæð* udgl. wird allerdings allgemein wie von B. (s. 60) mit 'bad' gegeben; aber es kann hier doch nur heifsen 'feuchte wohnung'. ungenau ist 'fass' für *-fatu,* 'aufruhr' für *gelác* (ebend.) udglm. — hübsch ist die auseinandersetzung über *-webbe* und *-smið* s. 48; auch die einleitung des abschnittes über das kriegswesen 49—53 bringt neues, wie die versuche, nah- und fernkampf zu scheiden.

In seinen folgerungen ist B. etwas kühn. ten Brink (Gesch. d. engl. litt. I 116) meint, der verf. der schlacht bei Brunnanburh scheine der schlacht nicht beigewohnt zu haben; B. nennt ihn gleich einen stubenhocker (s. 52). umgekehrt wird dem Cynewulf plötzlich eine kriegerische periode zuerteilt (s. 53).

In den anmerkungen zu den einzelnen abschnitten hat der verf. sich zu sehr der symmetrie beflissen. er wollte überall parallelstellen beibringen, konnte aber nicht genug auftreiben. schon altn. ist zb. nur durch eine einzige kenning für 'krieger' vertreten (s. 53); die par lat. und ne. beispiele aus Ovids Metamorphosen und Tom Jones aber fehlten besser ganz. die sprache der frz. pretiösen heranzuziehen war ein recht glücklicher gedanke, der aber recht dürftig ausgeführt wird. s. 69 paradiert mit anspruchsvoller beiläufigkeit ein malaiischer ausdruck. — öfters sind diese fremden beispiele auch gar nicht am ort. *βοὴν ἀγαθὸς* (s. 47) ist zb. ein epitheton und keine umschreibung (vgl. s. 16). 'schiff der wüste' und 'dampfross' (s. 62) bezeichnen doch nicht das schiff. — ebenso hat der wunsch, eine schublade nicht leer zu lassen, auf die er einmal ein schild geklebt hatte, den verf. s. 62 zu der seltsamen anmerkung veranlasst: 'da die

segel im germ. altertum farbig gestreift zu sein pflegten, so lag damals der vergleich *merehrœgl* näher als heute.' —

Ein anhang handelt 88 f oberflächlich über personennamen. sehr dankenswert ist dagegen die sammlung der reimenden kenningar 91 f; gewis war die 'anreimung' ein grund zur bildung neuer worte. — den schluss macht ein gutes register oder, wie es hier heifst, 'seitenweiser'; warum dann nicht lieber blofs 'weiser' = index? RICHARD M. MEYER.

Über die Nibelungensage. von RICHARD HEINZEL (Sitzungsberichte der Wiener akademie phil.-hist. classe CIX 671 ff). Wien, Gerolds sohn in comm., 1885. 50 ss. 8°. — 0,80 m.

Das hauptverdienst dieser schrift, die mir einen entschiedenen fortschritt in der erkenntnis der entwickelungsgeschichte unserer deutschen heldensage darzustellen scheint, liegt wol in den ausführungen, welche auf beseitigung jenes mythischen Gunther abzielen, der von Lachmann (Rhein. mus. III 451 ff) aufgestellt, von anderen bereitwillig acceptiert wurde, ohne dass sich jemand etwas bestimmtes unter ihm zu denken wuste. so hat uns früher Müllenhoff von dem mythischen Atli befreit und die geschichte der deutschen heldensage hat es ihm dank gewust.

Der inhalt der abhandlung ist kurz folgender: 4 sagenkreise. die wir als I die Goðmunds-, II Wälsungen-, III Nibelungen-, IV Burgundensage bezeichnen wollen, seien mit einander zu der grofsen Nibelungensage verschmolzen und aus dieser verschmelzung erkläre sich das meiste, was bisher in der betrachtung der geschichte derselben unklar gewesen sei.

Betrachten wir nun diese einzelnen sagenkreise gesondert, so finden wir: I die Goðmundssage, aus der Thórr-Geirrödssage entwickelt. ihr held ist eine hypostase des gottes Thórr. die quellen, in denen sie erzählt wird — übersichtlich zusammengestellt s. 29. 32 —, weichen nicht nur unter einander ab, sondern die hauptquelle, die saga von Thórsteinn bœjarmagn FMS III 174 ff, zeigt selbst eine entstehung aus disparaten volkssagen, die einander teils widersprechen, teils sich gegenseitig ergänzen, sodass wir berechtigt sind, von diesen particulärsagen zu einer idealen ursprünglichen Goðmundssage vorzuschreiten.

Deren inhalt wäre etwa folgender: ein von einem zwerge mit wunderbaren gaben ausgestatteter held (1) kämpft im dienste eines königs Goðmundr, der über ein paradiesisches reich gebietet (2), gegen einen feuerriesen Geirröðr, der den vater des Goðmundr bei einer verräterischen einladung getötet hat (3), um für Goðmundr eine walküre als braut zu gewinnen (4; dieser punct ist nicht überliefert, nur combination), bekommt zur belohnung

eine verwandte seines herrn Goðrún (Ingibiorg) zur frau, deren besitz ihm unglück bringt (5).

Die ursprüngliche bedeutung dieses mythus ist noch nicht erforscht, auch H. hat keinen versuch dazu gemacht und hat die sage, die uns, wie mir scheint, diesem ziele am nächsten bringt, die Örvaroddssaga (FAS II 160 ff) übergangen. freilich ist dieselbe mit vorsicht zu benutzen, da beeinflussung durch andere sagen zb. die Herrauðssage klar ist, aber es lässt sich wol ein ursprünglicher kern losschälen.

Örvaroddr ist ebenfalls eine hypostase Thórs, das erkennt man an dem zaubergürtel und an dem immer zu ihm zurückkehrenden pfeil, die er besitzt, wie an dem namen seines weibes Silkesif. prinzessin Ingeborg, deren vater in der Örvaroddssaga Hlödver, aber in der Hervararsaga (FAS I 418. Bugge s. 207) wol ursprünglicher Yngvi, bei Saxo I 1, 248 Fróði heifst, stürzt ihn in einen gefährlichen kampf. weiters kämpft Ö. (FAS II 253 ff) gegen Geirrödr, wobei eine tochter desselben erwähnt wird namens Geirride. deren sohn führt den namen Svartr.

Die deutung ergibt sich nun wol leicht: Thórs kampf gegen den gewitterriesen Geirrödr und die bezwingung seiner töchter, der wilden bergströme, wie sie die J. Edda I 284 ff erzählt, ist schon von Uhland (Schriften 6, 77 ff) richtig gedeutet worden. in der hier behandelten sagengruppe tut er es aber nicht aus eigenem antrieb, sondern im dienste Freys, des gottes der fruchtbarkeit: für ihn tötet er den wilden gewitterriesen, bändigt er den wilden bergstrom und gibt ihn ihm zu eigen zu fruchtbringender arbeit. darum erscheint auch Svartr d. i. Surtr, Freys gegner am jüngsten tage, durch verwandtschaftliche bande verknüpft mit den gegnern des Thórshelden. aber die engere verbindung mit den mächten des sommers gereicht dem donnergott zum nachteil, er hat sich ausgegeben, und wenn die heifse zeit vorüber ist, da ist er gestorben, denn während des winters ist seine macht gebrochen: er siecht dahin wie Helgi Thórisson, er ertrinkt im reifsenden strome wie Buchi, er verliert den genossen im kampfe mit männern, die ihrer natur nach — aus ihren gräbern bricht feuer — zu Geirröds sippe gehören wie Örvaroddr, oder er muss es doch wenigstens gestatten wie Thórsteinn dass Agði der sturmwind, dessen beide diener Frosti und Jökull, frost und eiszapfen sind, sein unwesen treibt.

Yngvi mit Ingeborg und Godmundr mit Goðrún sind wol dieselben gestalten, und wir müssen uns Godmundr als einen anderen sonst freilich nicht belegten beinamen Freys denken, während Fróði eine bekannte hypostase dieses gottes ist vgl. Müller Zs. 3, 50. nach Grimms vermutung (Myth.^{2} 783. 146) wäre der FMS v 239 erwähnte *Goðorm Dana goð* mit Godmundr identisch — wir werden noch darauf zurückzukommen haben. wir hätten dann an jener stelle ganz ordnungsgemäfs die drei hauptgötter: Thórr,

Óðinn und Freyr erwähnt, die beiden letzteren doppelt in ihren hypostasen Skiöld und Goðormr. eine Freyrhypostase als *Dana goð* kann nicht befremden: *Ing væs ærest mid Eastdenum.*

Dass Freyr, der ahn Fróðis, als beherscher eines paradiesischen reiches erscheint, kann nicht auffallen. auch stimmt es wol dass Thórsteinn, sich dem reiche des besitzers von Alfheim nähernd, einen zwerg trifft, sowie dass Buchi — ein später auf Sigurð übertragener zug — in seinem reiche das gedächtnis verliert vgl. Zs. 4, 389. dass gewisse mythologische beziehungen zwischen Thórr und Freyr bestehen, hat schon Mannhardt in seinen aufsätzen Frô-Donar und Der kuckuk (Zs. f. d. myth. III 86 ff. 209 ff) erkannt. dass Goðmundr als riese erscheint, ist eine folge der verderblichen natur, die er gegen den Thórshelden hervorkehrt.

II die Wälsungensage. inhalt: Sigfrid, ein von einem zwerge mit wunderbaren gaben ausgestatteter held (1), dessen ahnen bei einer verräterischen einladung getötet worden (2), erschlägt einen drachen und befreit eine walküre (3).

Beweis für die verknüpfung von I und II: Sigurðr als *ráðgiafi* Goðmunds (Herraudr und Bósi FAS III 220). diesem von H. beigebrachten beweise, der mir allein nicht zu genügen scheint, s. das unter III bemerkte, wären noch folgende in ihrer gesammtheit gewichtige zuzufügen:

a) Sigurðr mit Thórsattributen ausgestattet in der Himinbiargarsaga (KMaurer Isl. volkssagen s. 312 ff). Sigurðr Fót (vgl. Sven Fötling, Arvidsson I 415) und Ingeborg, als ein par in der Asmundarsaga.

b) das verhältnis: Orm : Sigfrid (Grundtvig Folkeviser I 159—173. III 775 ff) = Hervör : Angantýr (Hervararsaga), die auffallende ähnlichkeit der beiden draugarscenen — von den verschiedenen fassungen bei Grundtvig stehen die isländischen Ormars rímur III 775 ff am entferntesten, was die entstellten namen anbetrifft, aber am nächsten dem gange der handlung nach — lässt auf eine übertragung aus der Hervararsaga in folge vorhergehender verknüpfung — Hervör ist die walküre der Goðmundssage — schliefsen. wenn in dem faeroeischen Risin í Holmgörðum, in dem Sigurð und Wittich den riesen Wilkus erschlagen, eine solche draugarscene von Wittich erzählt wird, so ist dieselbe wol von Sigurð auf ihn übertragen.

c) das lied von klein Grimmer, fassung B (Grundtvig I 355. 357) erzählt: klein Grimmer (1), wegen seiner kleinen gestalt von Ingeborgs vater verlacht (2), bekommt vor seiner ausfahrt gegen den kämpfer von Birtingsland (3) ein gutes schwert und einen undurchdringlichen panzer (4), tötet den riesigen kämpfer, der sterbend seinen bruder Raadegaard anruft (5), obwol derselbe ihm früher falls er vom kampfe abstehen wolle seine schwestertochter angeboten hat (6), und erhält zum lohn Ingeborg (7).

1. Grimmer ist ein name der dänischen heldenlieder für Gunther (vgl. Grundtvig 1 34. 49. WGrimm Dän. heldenlieder s. 4. 424. HS[1] 321). in der fassung A und in den isländischen Rímur (Grundtvig aao. 352) heifst sein vater Erik, welcher name an den Normannen Eirikr hinn víđförli erinnert, der ja auch in Gođmunds reich, das unsterblichkeitsland, gekommen ist.

2. der vater Ingeborgs ist Gođmundr vgl. 1 5. auch er verlacht Thórsteinn wegen seiner kleinheit. in den Rímur heifst die geliebte Ingegerđr wie die Sigurđs in der oben erwähnten Himinbiargarsaga. der name des vaters, Karl, ist wol freie erfindung.

3. der kämpfer von Birtingsland ist, wie wir unten sehen werden, Sigfrid. ein solcher zug Gunthers gegen Sigfrid läuft aber wider alle sagentradition, auch werden wir unten sehen dass Gunther der vertreter Gođmunds in der sage ist, dieser also hier doppelt erschiene. ins richtige geleise kommt alles, wenn wir eine bei diesen heldenliedern gar nicht so unerhörte verschiebung annehmen, Sigfrid an Gunthers stelle setzen, an Sigfrids stelle aber einen ungenannten riesen. in der fassung A und den Rímur steht an stelle Grimmers ein held der Örvaroddssage, Hjálmar.

4. vgl. den undurchdringlichen rock Thórsteins und Sigfrids hornhaut.

5. der bruder Raadegaard erklärt sich wol aus Sigurđs bezeichnung als *rádgiafi*.

6. das anbieten der schwestertochter — in den Rímur ist es die schwester — ist unerklärlich, wenn wir nicht annehmen dass Grimmer ihretwegen ausgeschickt sei. er soll sie wol seinem herrn gewinnen, sie wird ihm nun selbst angeboten, er aber bleibt treu und schlägt sie aus. auch Hervör, aus den gräbern von deren ahnen feurige lohe schlägt, werden wir als verwandte des feuerkönigs Geirröđr denken dürfen.

7. = 1 5 ohne den traurigen ausgang, der sich aber auch in den Rímur findet.

Hier haben wir wider Sigurđ mitten in der Gođmundssage. dabei sind wir etwas vorausgeeilt und haben auch schon den Burgunden Gunther darin gefunden.

d) auf einzelne ähnlichkeiten mit dem Huon de Bordeaux deutet H. hin in den anmerkungen s. 30. 31. näher als dieser scheint mir aber die sage von Ysaie (Isaïe) le triste zu stehen: der held (von feen und) von einem zwerg Auberon d. i. Alberich mit wunderbaren eigenschaften begabt, von letzterem mit einem wunderbaren horn (wie Sigfrid und Thórsteinn, wie Svend Felding d. i. Sigurđ von elbischen wesen ein wunderbares horn bekommt Myth.[2] 345), wird von seinen eltern im stich gelassen, von einem einsiedel erzogen (wie Sigfrid von Mime), von dem skelett des Lanzelot zum ritter geschlagen (man denke an die oben erwähnte draugarscene), von der tochter des königs Iron (wir werden sehen dass Írungr, Ísungr an die stelle Gođmunds in der weiteren sagenentwickelung

tritt) mit hilfe ihrer amme (vgl. Guđrún: Grímild) verführt, aber mitten aus dem liebesleben heraus vom riesen des schwarzen waldes zum kampf gefordert (wobei letzterer sowol Geirröđr als das schliefsliche verderben repräsentieren müste).

Das ende interessiert uns weiter nicht: endliche vereinigung des liebespares, indem die als jongleuse herumziehende geliebte den geliebten widerfindet, ein beliebter ausgang französischer rittergedichte vgl. WHertz Spielmannsbuch s. xxxviii. auch die willkürliche anknüpfung an die Tristansage, wonach Tristan und Isolde, die im ganzen roman sonst nicht vorkommen, des helden eltern sind, ist von keinem weiteren belang.

Wol aber mag es bedeutung haben, wenn die sich anschliefsende geschichte von Marc des helden sohn ganz in die reihe jener normännischen gespenstergeschichten fällt, die gewis auf skandinavischen ursprung zurückweisen, sodass sie auch selbst grofse ähnlichkeit mit derartigen nordischen sagen, besonders mit der Grettissaga zeigt. wir mögen daraus ahnen, welcher art die germanische localtradition[1] gewesen sei, auf der unser roman basiert. derselbe ist uns nur als gedruckter prosaroman erhalten. aber der wahrscheinlich älteste druck vom jahre 1522 (aufserdem noch 2 Pariser drucke bei Phelipe le Noir und Jehan Bonfons und ein Lyoner bei Olivier Arnoullet ohne datum) enthält zum schlusse die angabe: *icy finist lhystoire recreative et moult delectable du preux chevalier Isaye le triste qui fust filz de Tristan de Leonnoys et la Royne Izeut ensemble alle de Marc son filz, reduite du viel langaige au langaige francoys et nouuellemẽt imprimee a paris par maitre Pierre Vidoue pour Galliot dupre Libraire iure en luniversite de Paris* usw. keiner der genannten drucke war mir zugänglich und obige inhaltsangabe ist aus Dunlop-Liebrechts Geschichte der prosadichtungen s. 86ff entnommen.

e) in Konrads von Würzburg Engelhard ist offenbar, wie schon Haupt bemerkte, eine deutsche sage mit der von Amicus und Amelius verschmolzen. dieselbe scheint mir hierher einzuschlagen und ihr inhalt etwa folgender zu sein: ein recke zieht an den hof des königs Fróđi. vor seiner ausfahrt bekommt er eine zauberhafte gabe (denn die eigenschaft, den freund erkennen zu lassen, wohnte wol als zauberkraft den äpfeln inne und erst K. hat daraus eine ritterliche zuchtprobe gemacht). die tochter des königs (hiefs sie etwa Ingitrût und bekam ihr geliebter den namen erst in folge des ihrigen?) soll er erhalten, wenn er in einem wettkampfe (turnier bei K.) siegt. dabei spielt könig Hertnît,

[1] in späterer zeit scheint die Nibelungensage ein zweites mal aus Deutschland nach Frankreich gewandert zu sein. daher Hagen (Haguenon, Aguenon) und Volker (Foucart, Fouchier, Fouques) als typische verrätternamen in den chansons de geste, vgl. Sauerland, Ganelon und sein geschlecht (Stengel, Ausgaben und abhandlungen usw. nr 51) s. 24. 30.

Ísungs gegner in der Thiðrekssaga, eine rolle. er siegt, aber die liebe der königstochter bringt ihm gefahr. angeschlossen mag sich noch haben eine brautwerbung für seinen lehnsherrn, und die folgende keusche brautnacht als berührungspunct und verknüpfungsanlass der beiden sagen zu betrachten sein. der name des aussätzigen Dietrich hingegen ist wol nicht aus unserer heldensage, vielmehr aus der legende von Crescentia entlehnt.

Nachdem so die tatsache der verknüpfung festgestellt ist, entsteht die frage nach dem anlass derselben. H. hebt richtig die ähnlichkeit von II 3 mit I 4 hervor — dass der kampf bei Geirröðr die erwerbung für Goðmundr II, dessen mit ihm selbst identischer sohn Godmundr III als gemahl einer walküre erscheint, bezweckt, wird von H. zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber doch vorausgesetzt —, er übergeht hingegen die von II 2 mit I 3 und schlägt die von II 1 mit I 1 zu gering an. denn es ist wol auf die gleichheit der wunderbaren gaben gewicht zu legen: in beiden fällen unsichtbarkeit, schutz gegen wunden, gift (vgl. Sinfiötlalok), armut (Sigurds Andvaranaut).

Bei dieser anknüpfung fielen die puncte von den wunderbaren gaben in einander, nicht so die anderen, die selbständig neben einander fortbestehen. so bleibt die verräterische einladung von Sigfrids ahnen neben der von Godmunds ahnen, und da im ferneren sagenverlaufe Gunther an die stelle Godmunds tritt, so ist es vielleicht die letztere, nicht die erstere — vgl. s. 43 —, die den anlass zu der art des unterganges der Burgunden gibt. auch die beiden walkürenerzählungen bestehen neben einander, was sich noch in der doppelheit der walküre in der schliefslichen fassung (Sigrdrífa neben Brynhild; überzeugend, wie mir scheint, nachgewiesen s. 23) zeigt.[1]

III die Nibelungensage. inhalt: Ísung, könig eines paradiesischen reiches, wird von dem Nibelung Hödbroddr in der schlacht bei Móinsheimar besiegt (Helgakv. Hund. I 45. 54).

Beweis der verknüpfung mit I und II: Sigurd als I.s *rádgiafi*, Thidrekssaga, und in verschiedenen dänischen heldenliedern enge mit diesem und seinem reiche, dem Birtingsland verknüpft, sodass wir hier mehr haben als die typische stellung S.s als *rádgiafi* berühmter könige zb. als der Ludwigs des deutschen in der Mágussaga. anlass: das paradiesische reich = I 2.

H. trennt die hier auftretenden Nibelungen von Fáfnir und Reginn (Schilbung und Nibelung), wie ich glaube mit unrecht. wenn wir hören dass der 'nebelmann' Hoddbroddr (auch so wird der name, und vielleicht besser, geschrieben), der 'hortkämpfer',

[1] wenn mit der obigen deutung Godmundr = Freyr das richtige getroffen wurde, so sehen wir, wie durch culturübertragung jede sagendeutung ins ungeheuerste erschwert wird. denn auch Sigfrid ist wol = Freyr und durch seltsame sagenwanderungen, die die ursprüngliche meinung vergessen machen, tritt er, die deutsche hypostase Freys, in die dienste Godmunds, der isländischen hypostase desselben gottes.

bei 'Schlangenheim' (vergebens sucht man Móinsheimar auf den landkarten) gegen den ihm (wie eis dem nebel) verwandten 'eismann' kämpft, so werden wir wol mit recht an den (wenn auch mittelbar) um den hort gegen den drachen Fáfnir kämpfenden Reginn denken. so löst sich auch am besten das bei H. entstehende dilemma, dass Ísung und die Nibelungen sogar in dem, was von ihnen erzählt wird (kampf gegen einen von einer walküre beschützten helden), ziemlich identisch und doch wider einander bekämpfend erscheinen: die sage bezeichnete wol ursprünglich das geschlecht promiscue als das der Nibelungen oder Ísungen und konnte wol von einem kampf zwischen den einzelnen mitgliedern des geschlechts als von einem kampf zwischen Nibelung und Nibelung oder zwischen Nibelung und Ísung sprechen.

So müssen wir denn der ursprünglichen sage einen entsprechend reicheren inhalt geben, in den dann auch Sigurd mit der an ihm haftenden Wälsungen- und Godmundssage aufgenommen wird, indem er in den dienst des einen der beiden brüder tritt, der in der einen fassung Ísung heifst, in Schlangenheim wohnt und das paradiesische land mit dem hort besitzt, in der anderen Reginn und den hort von dem schlangengestalteten bruder erkämpfen will. die dritte fassung, die unseres Nibelungenliedes, wonach er unparteiisch zwischen beiden und gegen beide brüder steht, ist sicher die späteste. woher die namen Reginn und Fáfnir stammen, vermöchte ich allerdings nicht anzugeben: bei ersterem könnte man noch an Hoddbrodds vater Regnerus (nach Saxo) denken, aber der zweite ist und bleibt völlig rätselhaft.

IV die Burgundensage, mit mehr recht die Attilasage zu nennen, da sie aus 4 disparaten sagen entsteht, denen die beziehung zu Attila gemeinsam ist.

1. Attila und Hildiko. 2. A. und die Burgunden. 3. A. und Theodemir-Theodorich. 4. A. und Aetius.

Zu 1 bringt H. für die vertretung des einfachen Hildiko durch das compositum Grímhild aus isländischen quellen hübsche belege der sitte, kinder mit gleichem namen zu benennen, sie aber durch die ersten compositionsglieder von einander zu unterscheiden. diese sitte bestand wol auch in Deutschland und darauf ist es dann zurückzuführen, wenn wir geschwister häufig mit namen finden, die im zweiten compositionsteil einander gleichen (vgl. Weinhold Deutsche frauen^2 1 98); die gewohnheit, auch die namen der kinder mit denen der eltern auf diese weise zu binden, ist wahrscheinlich jüngeren datums.

Der vierte punct, die parallele Aetius-Hagen, ist wol der schwächste der ganzen schrift. nicht dass ich ihn fallen lassen möchte; denn es ist ja gewis dass es misslich, wenn auch nicht unmöglich ist, den mythischen Hagen länger zu halten, nachdem wir den mythischen Gunther aufgegeben haben, dass wir vielmehr auch hinter ihm eine historische person vermuten werden. aber

ich wünschte dass es bald jemandem gelänge, stärkere und stichhaltige beweise für diese hypothese zu bringen. vielleicht spiegelt sich im kampfe Hagens gegen Dietrich der des Aetius gegen den Gothenkönig Theodorich (Prosp. Chron. Sid. 4 ep. 12), darum habe ich in der obigen aufzählung punct 3 vor 4 gesetzt.

[Gegen die identificierung von Hagen und Aetius hat sich inzwischen auch Symons im Litteraturblatt für germ. und rom. phil. jahrgang VII nr 11 erklärt. aber wenn er sagt dass die übereinstimmenden züge 'unwesentlich und nebensächlich' seien, so spricht dies eher für als gegen H.s auffassung, da gerade das, was für die öconomie der sage nebensächlich ist, dh. poetisch keine verwertung findet, wie die beziehungen Hagens zu den Hunnen, ein unverarbeiteter rest der geschichte sein kann. auch die 'gewaltige abweichung', dass Hagen auf seite der Burgunden erscheint, Aetius mit den Hunnen gegen die Burgunden auftritt, ist an sich kein argument gegen H.s annahme. völlige umkehrungen früherer auffassungen kommen in der sagengeschichte vor; s. zb. Helgi und Hromundr bei H. s. 20 anm. und Ingeld in Beowulf, Widsid und bei Saxo. dazu ist der Aetius von 437 doch auch der von 451. — wenn Symons ferner sagt, er verstehe H.s argumentation in bezug auf die verknüpfung der mit dem Rosengartenmythus verbundenen Günthersage mit der altnordischen Goðmundssage nicht ganz, da Günther in der altnordischen überlieferung nicht als besitzer des Rosengartens erscheine, so hat er wol die auseinandersetzung s. 42 übersehen, in welcher H. die gründe angibt, welche die poetische öconomie der Nibelungensage veranlassen musten, diesen zug aufzugeben. auch die behauptung Symons, Geirröðr sei nur gegner von Goðmunds vater nicht von Goðmund selbst, ist nicht richtig. die feindseligen absichten Geirröðs und die furcht Goðmunds bringt doch die saga deutlich genug zum ausdruck. dazu hiefs der von Geirröðr getötete vater Goðmunds auch Goðmundr; s. s. 37. als dämonisch wie Geirröðr erscheint Attila in den quellen unserer sage allerdings nicht mehr. aber man darf wol annehmen dass die historische furchtbarkeit Attilas und das so oft bezeugte entsetzen und grauen, welches die Hunnen dem europäischen süden einflöfsten, einst auch in der heldensage deutlicher zum ausdruck gekommen sei, als dies unsere verhältnismäfsig späten quellen zeigen. vgl. dazu die sage von ihrem dämonischen ursprung bei Jordanes c. 24, auf welche H. s. 40 verweist. 24. XII. 86.]

Durch die verschmelzung mit dem complex der erwähnten sagen wurde nicht nur der name Grimhild aus seiner richtigen stellung durch den namen Goðrún verdrängt, sondern auch vielleicht der name Godomar durch den namen Goðormr, wenn derselbe, wie oben vermutet, mit Goðmundr identisch wäre.

Nachdem sich auf diese weise nordische sagen mit aus Deutschland gekommenen, der mythischen Wälsungen- und der

historischen Burgundensage, verbunden hatten, entstand eine rückläufige bewegung und der sagencomplex wanderte nach Deutschland zurück, um dort seine endgiltige gestaltung zu erlangen.

Zürich, 29 april 1886. S. SINGER.

Altdeutsche predigten. herausgegeben von ANTON ESCHÖNBACH. erster band: texte. Graz, verlagsbuchhandlung Styria, 1886. XVIII und 531 ss. gr. 8°. — 9 m.

Das auf drei bände berechnete werk, von dem uns die verlagshandlung den ersten band in vornehmer ausstattung und zu sehr mäfsigem preise vorlegt, verspricht das beste und wichtigste zu bringen, was von seiten der deutschen philologie je für die geschichte der mittelalterlichen predigt geleistet worden ist. sammlung, sichtung und allseitige erläuterung ungedruckten materials, untersuchung der oft verwickelten verästelung und des gegenseitigen verhältnisses der einzelnen predigtreihen und sammlungen, ergründung der lateinischen quellen und vorlagen, beleuchtung des verhältnisses zu der gleichzeitigen geistlichen poesie — es ist ein weites, vielwollendes programm und wir wünschen dem herausgeber von herzen die kraft und mufse, die zu seiner bewältigung erforderlich ist. auf der widmung hat noch Wilhelm Scherers auge wolgefällig geruht: möge der name des einzigen mannes, der uns in den grundgelehrten excursen zu den Denkmälern wie in seinen schriften über die deutsche dichtung des 11 und 12 jhs. das hervorragende interesse der litteraturgeschichte an der älteren predigt gezeigt hat, auch diesem buche ein guter leitstern werden!

Der vorliegende band bringt nach einem kurzen vorbericht den text wesentlich einer hs. und alles, was zur erläuterung und bequemen benutzung desselben nötig ist. die grofse Leipziger pghs. 760 aus der ersten hälfte des 14 jhs. war schon aus der teilpublication, welche Leyser 1838 veranstaltet hatte (Deutsche predigten des XIII und XIV jhs., Quedlinburg und Leipzig, s. 24 bis 136; frühere mitteilungen Altd. bll. II 178), leicht als ein aus verschiedenen predigtreihen zusammengetragenes homiletisches magazin zu erkennen. aber Schönbach ist es gewesen, der zuerst ihre beziehungen zu anderen gedruckten und ungedruckten sammlungen aufgedeckt und uns gezeigt hat, dass wir einen teil der benutzten quellen auch anderweitig und zwar meist in älterer überlieferung besitzen. er hat schon vor jahren die Leipziger hs. als ausgangspunct für eine kritische geschichte der vormystischen predigt bezeichnet und ist, sobald er diese einsicht gewonnen hatte, nicht davor zurückgeschreckt, den stattlichen quartanten von 203 blättern vollständig abzuschreiben. diese abschrift, sauber

collationiert und corrigiert, bildet den hauptinhalt unseres bandes. fortgelassen sind daraus die bereits in Leysers buch gedruckten stücke mit éiner ausnahme (nr 105); wir müssen das um der bequemen übersicht und benutzung willen bedauern, verstehen aber durchaus die rücksicht des herausgebers auf die opferwillige verlegerin. unter dem text der Leipziger hs. sind die abweichungen der in anderen mss. überlieferten stücke angeführt, und diese varianten fehlen natürlich auch für die weggebliebenen stücke Leysers nicht: aufser den durch den herausgeber, durch Hoffmann von Fallersleben, Grieshaber, Kelle, Zacher ua. publicierten texten treffen wir hier vor allem die Blaubeurer predigths. des 13 jhs., auf welche Mone und Wackernagel widerholt hingewiesen haben, und ebenfalls sind den lesarten (als a^1 a^2 neben A) zugewiesen die abweichungen der in der grofsen hs. selbst auftretenden doubletten. einzelne predigten mit benutzung des gesammten materials in ihrer ursprünglichen oder doch in einer ursprünglicheren form herzustellen erscheint mir für die innere geschichte der homiletik wünschenswert und keineswegs durchweg unmöglich, wie Sch. andeutet. auf jeden fall müssen wir es bei der kritischen enthaltsamkeit des herausgebers doppelt bedauern dass die angabe der lesarten, wie das Steinmeyer GGA 1886 nr 15 s. 607 ff gezeigt hat, weder practisch noch vollständig ist.

Die sämmtlichen untersuchungen, zu denen die hier abgedruckten texte auffordern, verspricht Sch. im zweiten bande seines werkes zu liefern, und da er in ihnen jedesfalls schon heute weiter vorgeschritten ist als auch der aufmerksamste seiner leser, so tun wir gut alle beobachtungen sprachlicher und litterarhistorischer natur so lange zu unterdrücken, bis dieser band erschienen ist. des herausgebers zurückhaltung gränzt freilich fast ans geheimnistuerische, wenn er nicht einmal sein urteil über den dialect abgibt. es ist gewis nicht voreilig, wenn wir die mundart des schreibers — denn die annahme einer zweiten hand für quaternio I und III möchten wir erst durch beweise gestützt sehen — schon heute als die obersächsische bezeichnen, den predigten selbst aber zum grofsen teil bairisch-österreichische herkunft anzusehen glauben.

Wir machen dem herausgeber keinen vorwurf daraus, dass er die herstellung kritischer texte einstweilen von sich gewiesen hat, aber die sorgfalt, mit der er die hs. sammt allen ihren auswüchsen und unarten widergibt, geht entschieden zu weit, und es wird ihm gewis nicht gelingen, seine nachsicht gegen den schreiber nachträglich noch besser zu rechtfertigen. selbst originalen aufzeichnungen gegenüber würde ich die pietät nicht so weit getrieben haben, diese predigten aber, welche zum mindesten durch zwei vorhandschriften gewandert sind, musten unbedingt gesäubert werden von allem, was ihre lectüre unnütz erschwert. die zahl der germanisten, welche altdeutsche predigten gründlich

lesen, ist, gestehen wir es nur offen, eine verschwindend kleine. auch bei denjenigen lesern, für welche mundartliche beobachtungen einen besonderen reiz haben, wird das interesse an dem dialect der hs. nach den ersten 20—30 seiten erlahmen, der unmut jedoch und verdruss über die unaufhörlichen unarten und unachtsamkeiten des schreibers wird anhalten, auch wenn die hand des bleistifts längst müde geworden ist. wir müssen aber nicht nur im interesse des verlegers wünschen, dass solche bücher wie das vorliegende eine weite verbreitung vor allem in geistlichen kreisen finden: sehr möglich dass uns, und selbst dem gelehrten herausgeber, hier und da ein geistlicher herr einen wink oder aufschluss zu geben vermag, seis aus tieferen eigenen studien heraus, seis auch nur aus mehr gelegentlicher lectüre. diesen wunsch nach gröfserer verbreitung teilt ja auch Schönbach und er ist ihm durch ein wortregister entgegen gekommen, das ihm selbst die gröste mühe gemacht hat und gleichwol einen des altdeutschen unkundigen nicht immer auf die steine hinweist, die ihm der törichte schreiber in den weg geworfen hat. es ist wahrlich nicht bequemlichkeit gewesen, welche zu dieser nur scheinbar bequemen editionsweise geführt hat, denn auf der anderen seite sind die anforderungen, die der hg. an sich selbst stellt und die unsere wissenschaft von nun an an jeden stellen wird, der anders als gelegentlich altdeutsche predigten ediert, ungemein hohe. mit der grösten sorgfalt hat er die benutzten bibelstellen verzeichnet, mit unermüdlichem eifer ist er den patristischen citaten nachgegangen und die ungemein reichen anmerkungen s. 393—455 enthalten oft in der knappsten form eine fülle von quellennachweisen und alles, was eine jahrelange umfassende lectüre der kirchlichen litteratur zur erläuterung der hier gedruckten predigten zu tage gefördert hat.

Da ich nicht im stande sein würde, das diesen anmerkungen gespendete lob anders als durch die dürftigkeit der nachsteuer, die ich etwa geben könnte, zu erweitern, so widerstrebt es mir auch, den tadel, den ich gegen die allzu getreue widergabe der hs. vorgebracht habe, mit einer aufzählung alles dessen zu begründen, was ich so gern ausgemerzt gesehen hätte. der hg. hat sich darauf beschränkt, am text nur da zu ändern, 'wo sinn und zusammenhang es geboten'. man erfährt von ihm einstweilen nicht, ob er richtig erkannt hat dass neben dialectisch berechtigten eigentümlichkeiten auch eine reihe individueller fehler häufig widerkehren, die festgestellt und beseitigt zu werden verdienten. da er uns für den zweiten band eine erörterung über die hs. und ihre mundart verspricht, so will ich meine zweifel einstweilen lieber unterdrücken. — aber auch alle rücksichten gegen den schreiber zugegeben, kann ich nicht finden dass Sch. immer die bessernde hand da angelegt hat, wo er sie unbedingt anlegen muste, wo der schreiber selbst zu seiner rechtfertigung nichts,

nicht den geringsten anhalt in der aussprache etwa, würde anführen können. dies dürfte er zb. für einen fall, der den leser anfangs in einige verlegenheit bringt: gegen ende des sermo 6 kreuzen sich in einer betrachtung die wörter *tube* = *diube* (furtum) 38, 37 und *tube* = *tûbe* (columba) 39, 2 ff; der grund ist deutlich der, dass im md. dialect des schreibers beide in *dûbe* zusammenfielen, aber die vorliegende ausgleichung ist ein unding, das keine mundart rechtfertigt, sie ist erfolgt auf grundlage des oberdeutschen *tûbe* (columba), und da Sch. unterlassen hat, dies wort in sein glossar aufzunehmen, so darf der schreiber den des altdeutschen unkundigen leser ungerügt zum narren haben. — in sermo 43 lösen sich zwei bilder ab: die reue ist der brunnen, der die sünden 'abwäscht', und zugleich der ysop, der im steinigen herzen 'wächst' (97, 19 *waschen* — 23 *wechset*): nur aus einer verwirrung des schreibers und nicht aus der mundart ist also der fehler in zeile 26 *waschen* st. *wachsen* zu erklären, den Sch. unangetastet lässt. — s. 67 z. 30 ist der n. sing. *ein palunen* wahrscheinlich durch die z. 19 und 25 vorausgegangenen pluralformen eingeschleppt worden. ganz ähnliches ist dem schreiber s. 373 passiert, wo ihn die obliquen formen *speichiln* z. 31. 33 verführt haben, einen nom. *speichlne* z. 32 zu bilden, welchen dann Schönbach gar als st. f. ins glossar (s. 488) aufgenommen hat! — steht s. 4 z. 3 würklich *der gelouben* n. sg., so war es ebenso zu ändern.

Ich sehe davon ab, weitere beispiele in dieser weise anzuführen, und gebe nun nach der seitenfolge geordnet, was ich mir an besserungen und an einwänden gegen die nicht immer notwendigen oder richtigen änderungen des hg.s notiert habe. bei den eigenen vorschlägen habe ich durchweg das princip des hg.s im auge, den text nur da anzutasten, wo es der sinn unbedingt erfordert, in einigen fällen bin ich gezwungen, dieses princip gegen ihn selbst geltend zu machen.

30, 20 *und solt wizzen*, die einschiebung von *du* nach *solt* ist unnötig. — 41, 22 hs. *wor mer* war als *vort mer* (82, 11. 94, 5) zu fassen; die umstellung *mer wor* verstehe ich nicht. — 41, 26 hs. *allen den dinch die* muss aus bairisch *alleu deu* entstellt sein. — 55, 12 *an der weit* oder *anderweit* durfte nicht in *an der welt* geändert werden, vgl. die widergabe der gleichen bibelstelle Joh. 3, 3 *nisi qui cenatus fuerit* als *der mensche enwerde anderweide geborn* 62, 35; md. und bair. beispiele für *anderweide* sammelt WGrimm z. Ath. B 18 (= Kl. schr. III 280). — 68, 33 f hs. *daz sint die die menlich sine bicht zu tunde;* sobald man *sine* als eine der zahllosen formen mit unorganisch angehängtem *e* (*sin* = *sint*) ansieht, scheint die stelle in ordnung zu sein: *menlich* ist hier (nicht gleich *mannegelich*, sondern) ebenso wie 71, 12 und 357, 42 'mannhaft', 'entschlossen'. Sch. schiebt nach *menlich* ein *sin schuldich*, wobei

mir die auffassung des *sine* ein rätsel bleibt. — 71, 26 hs. *mit irrem spindel und mit irm nadel;* für beide substantive ist bisher nirgends das männliche geschlecht belegt, weder mhd. noch nhd.! — 71, 39 l. *tegeliche oder clein sunde;* über *tegeliche sunde* = *peccatum veniale* vgl. auch MSD² s. 584 (zu nr LXXXVI A 3, 9). — 81, 19 hs. *sinen gewalt die er — hatte* und ebenso 90, 10 hs. *in der betrůbnisse daz der kůnik hate* durften gewis so nicht stehen bleiben. — 95, 4 nach *werlt* muss etwas ausgefallen sein, wahrscheinlich die widerholung des satzes *triefen die himele von honige* z. 1, der uns das auffällige *ἀπὸ κοινοῦ* erklären würde. — 98, 27 das vor *groz* eingestellte *so* ist in der älteren sprache, die noch *daz* für unser 'sodass' und 'derart dass' braucht, überflüssig. — 109, 3 hs. *do er sine rede hatte gelant;* l. *vollant* (176, 20 prt. *vollante)* oder mit Steinmeyer aao. s. 610 *geant,* das dann durch *vollant* beeinflusst worden wäre. — 143, 1 hs. *durch daz als hute begene,* freilich eine steife wendung (vgl. Gr. 4, 112), die aber durch *zu* vor dem inf. kaum besser wird. — 143, 28 das eingeschobene *iz* ist nicht unbedingt nötig. — 149, 8 hs. *in dime sweize diner arbeit,* l. *in deme.* — 150, 11 *menschlich kunne* (wie *mankunne)* wird sehr oft wie ein collectiver eigenname gebraucht und bedarf keines artikels. — 150, 37 hs. *und gieng Jherusalem;* selbstverständlich muste eine präposition zugefügt werden, aber das nhd. *nach* statt *zu* (vgl. 167, 37. 40. 168, 2. 7. 8. 31. 35) ist wol nur ein lapsus calami. — 163, 21 *niht dan einis* = *niwan einis; mer* nach *niht* einzuschieben war überflüssig. — 168, 19 hs. *alle die meinige die ime volgete vnd vor ime, die rief und sůngen* lässt Sch. stehen; zunächst muss doch *riefen* geändert, dann aber wahrscheinlich *lief* nach *ime* eingesetzt werden, das durch überspringen des auges auf *rief[en]* ausgefallen sein wird, zugleich aber noch die einsetzung des sing. *rief* mit begünstigt haben mag. — 191, 16 hs. *die riefen lůter stimme* brauchte nicht in *mit l. st.* geändert zu werden; der gen. ist bereits wol möglich, vgl. Ludw. krzf. 2228 *Sie lûter stimme sungen hô.* — 196, 2 *sůthe* vielleicht nur verlesen aus *sůche,* das die mitteldeutsche hs. allein braucht (s. glossar), also nicht = *suhte.* — 204, 12 war der zusatz von *kumen* nach *Rome* nicht nötig. — 207, 23 *do machete er sich zu wullin und barvus; machete sich zů* = *eo profectus est,* die Sch.sche ergänzung des *zu* in *zuhant* geht gewis fehl. — 212, 24 hs. *daz volk daz so lange in gevangnisse waz und enelende was;* das erste *waz* ist wol vom schreiber voreilig eingesetzt. — 214, 12 der schreiber ist aus dem Fdgr. I 122, 29 bewahrten *got selbe* während des copierens in *got gotis sun selber* abgewichen; soll man einen fehler, dessen entstehung so auf der hand liegt, würklich im texte stehen lassen? — 225, 1 l. *dene (= den)* st. *deme.* — 237, 4 der in der ganzen aufzählung isolierte artikel *der* vor *sippehůr* ist zu streichen. — die stelle 277, 8. 9 ist durch ein aus B aufgenommenes *sin* keines-

wegs geheilt; nach den lesarten schiene sie indessen auch in B verderbt zu sein. mit diesen gelegentlichen notpflastern aus anderen hss. ist es gegenüber arg corrumpierten stellen überhaupt so eine sache: man muss dem hg. dankbar sein, dass er sie durch cursive schrift wenigstens bequem kenntlich gemacht hat. so schliefst sich 305, 22 das aus B aufgenommene fragesätzchen *waz ist diu vluht?* direct an an *so machet er sich ze vluhte* B, weniger gut an *so flůht er* A, und gleich in der folgenden zeile 23 bleibt das *diene[n]t* in A fast unverständlich ohne den in den lesarten versteckten beisatz *gotis wort* B. — 286, 19. 20 hs. *do sach er einen armen důrftigen ligen an der straze und zoch hin als er sterbin solde;* ohne einsicht der lesarten würde man den unsinn des wortlauts aus einer verstellung der satzteile erklären und etwa schreiben: — *ligen an der straze als er sterbin solde, und zoch hin.* aber nehmen wir das in BE fehlende *hin* fort, so ist diese umstellung unnötig und der sinn wird ein ganz anderer: *und zoch* (sc. *den âtem*) *als er sterbin solde* ist dasselbe, was Berthold *ze tôde ziehen* nennt und wofür Lexer aus Kellers Erz. 245, 32 anführt: *wann er læg am tôt und zäg.* — 318, 19. 20 *wolle wir nu der selbin genaden becumen, so sul wir tun als sie taten;* ich halte eine ergänzung des elliptischen ausdrucks nicht für nötig, jedesfalls müste aber nach *becumen* dann *der si bequamen* eingeschoben werden, und nicht *der si becumen.* — 320, 31 hs. *do sie begonden in sime namen zeichen,* d. i. *zeichenen,* vgl. W. Gen. Fdgr. II 80, 23 *Sô beginnit er zeichenun;* Sch. setzt unnötig *ze tůn* bei. — 373, 30 hs. *darnach růrt er uns die zungen da wir sprechende werden,* l. *daz wir* besser als *da wir mit* Sch.

Dem wörterverzeichnis wird man sorgfalt und vollständigkeit getrost nachrühmen können: ein wortindex will es natürlich nicht sein. vermisst habe ich zb. 196, 12 *hirter* stm. = 'pastor'. — ist dies glossar auch durchaus für laien berechnet, so hätten doch gelegentlich die orthographischen unarten des schreibers dem sprachgefühl eben dieser benutzer etwas deutlicher gemacht werden können: *madevillich* wird manchem laien sofort etymologisch klar sein, aber nicht *madewillich* 145, 29. ferner, was soll der nichtphilologe mit einem artikel anfangen wie *'trehen* st. m.? plur. *trene, trehen;* dat. *trehen, trehern* — allgem.'? dem germanisten ist damit nicht gedient, der des altdeutschen unkundige aber muss annehmen, der vorausgesetzte nom. *trehen* habe im dat. pl. die form *trehern* (sie ist zb. aus 39, 8. 93, 29 belegt), während doch für diese form auch ein nach *zaher, zeher* gebildeter n. sg. *treher* feststeht (Lexer II 1493): und weiterhin, wurde bei dem n. sg. *trehen* ein zweifel ausgedrückt, so war dieser ebenso bei dem nom. sg. *zeher* am platze, weil auch hier nur pluralformen belegt sind und also der alte sing. *zaher* wenigstens nicht unmöglich wäre. sieht man von solchen wünschen ab, so gibt das glossar gewis wenig anlass zu

ausstellungen. bei *durftig* ist übersehen, dass neben dem adj. ein subst. *der durftige* sw. m. anzusetzen und diesem alle beispiele aufser 148, 16 zuzuweisen waren. — bei dem adj. *geytelos* streicht das mir überwiesene recensionsexemplar bereits die gleichsetzung mit mhd. *getelôs* und verweist dafür auf MF 212, 35 anm. — zu dem vogel *ritheige[r?]* möchte ich immerhin auf *heiger* = *hreiger*, *reiger* DWB IV 2, 814. Lexer I 1210 verweisen, obwol der 'riedreiher' wenig zur *merula* des lat. textes stimmen mag. — *schatehuot* 205, 16 ist nicht 'breiter hut, der schatten gibt', sondern 'baldachin'.

Beschlossen wird der band durch ungemein fleifsig gearbeitete und sehr practisch angelegte register. das sachenverzeichnis werden alle, die sich mit der geistlichen poesie des mittelalters beschäftigen, gern und fruchtbringend benutzen; es dient zugleich als register zu den anmerkungen und hat mich persönlich in keinem falle im stiche gelassen. das verzeichnis der in den predigten citierten bibelstellen mag besonders der heifsersehnte geschichtschreiber der vorlutherischen bibelübersetzung dankend hinnehmen und ihm ebenso gewissenhafte nachahmer wünschen. die unentbehrlichen register der predigten selbst schliefslich, einmal nach dem inhalt und dann nach der folge der hs. geordnet, gedenken wir bei der lectüre des zweiten bandes mit hoffentlich noch gesteigertem interesse recht häufig nachzuschlagen.

Berlin im september 1886. EDWARD SCHRÖDER.

Seifried Helbling herausgegeben und erklärt von JOSEPH SEEMÜLLER. Halle a/S., Waisenhaus, 1886. CX und 393 ss. 8°. — 8 m.

Diese neue ausgabe der bekannten österreichischen satiren vom ende des 13 jhs. wird vielen erwünscht sein. sind doch die gedichte des sogenannten Seifried Helbling eine hochwichtige historische quelle, insbesondere für die standesverhältnisse jener zeit, und zugleich eine reiche fundgrube in sprachlicher beziehung; gewähren sie doch auch mit ihrer frische und ihrem volkstümlichen witze eine immer von neuem anziehende lectüre. an würdigungen dieser verschiedenen vorzüge hat es seit Karajans ausgabe im IV band der Zs. nicht gefehlt; es ist dem neuen herausgeber nachzurühmen dass er überall auf seine vorgänger und mitarbeiter hinweist. mit recht hat er auch da, wo er im text von den verbesserungsvorschlägen anderer abweicht, ihrer doch in den lesarten unten am rande erwähnung getan und so dem leser alles, was zur herstellung und zum verständnis des textes führen kann, an die hand gegeben.

Seemüllers einleitung behandelt in 5 abschnitten den dichter, die chronologie seiner gedichte, die litterarischen einflüsse, die

er erfahren, und die darstellungsform, die er gebraucht hat, die metrik und sprache seiner gedichte, endlich die überlieferung.

Zu zweifeln gibt wol nur der IV abschnitt über metrik und sprache anlass. die unbestreitbar wenig zuverlässige art der überlieferung verbindet sich mit dem deutlichen schwanken des dichters selbst um eine allseitig gesicherte regel nicht zu gestatten. ein beispiel wird zur genüge die freiheit, die der dichter sich nimmt, erläutern. im vocalspiel (XII gedicht) bindet er sehr verschiedene vocale auf einander; sein *û* ist zugleich mhd. *ù, uo* und *ou,* die doch vermutlich auch in seiner würklichen aussprache sich durchaus nicht deckten. unter diesen umständen war es allerdings das geratenste, was der herausgeber tun konnte, dass er das gewöhnliche mhd. schema zu grunde legte und nur, wo der reim und zugleich die überlieferung dagegen war, dem dialect des dichters raum gab.

Noch mehr dürfte diese nachlässigkeit des dichters seine verskunst beeinflusst haben. auch hier hat offenbar das vorbild der guten mhd. zeit, die etwa ein halbes jahrhundert vor ihm lag und deren gesetze er aus litterarischen quellen kannte, ihm vorgeschwebt, aber er begnügt sich gelegentlich mit einer äufserlichen nachahmung. so hat er sich dreihebige verse mit stumpfem ausgange gestattet; ja — was Seemüller s. XXXIX allerdings für unwahrscheinlich erklärt — sie auch mit vierhebigen gebunden. denn IV 566 ist die scansion *herr* (oder besser *her?) vón einém knehtkint,* die auch von S. s. XLII als in ihrer art einzig angeführt wird, doch gar zu naturwidrig. diese zeile vierhebig zu lesen ist gewis noch viel näher liegend als was auf der folgenden seite, und mit recht, angeführt wird, V 55 *bráht ín dítze lánt.*

Einen punct entscheidet S. in einer wol noch näher zu begründenden weise: s. XLIX liest er *durch mínen willén díu tríne,* aber *dó sprách en dés küneges man.* bei dieser bestimmung lässt er sich durch die beobachtung leiten, dass der dichter gern zwischen der zweiten und dritten hebung die senkung fehlen lasse. aber II 558 liest er selbst *sítzét, her schríbær;* warum soll hier *her* minder betont sein als eben noch *des?*

Kommen wir zum texte selbst. es kann nur gebilligt werden dass S. die gedichte zwar nach ihrer handschriftlich überlieferten und in allen bisherigen citaten beobachteten ordnung beziffert, sie aber nach ihrer verschiedenen entstehungszeit hat auf einander folgen lassen. es wäre nur zu wünschen gewesen dass er im inhaltsverzeichnis diese reihenfolge noch für das nachschlagen übersichtlich angegeben hätte.

Im einzelnen ist es auch dem neuen herausgeber nicht gelungen, alle dunkelheiten aufzuhellen, welche der so oft ganz volkstümliche, von dem sonstigen mhd. wortschatze abweichende redegebrauch des dichters für uns besitzt. in solchen fällen hat auch er, wie Karajan, durch cursiven druck der überlieferten

lesart seine bedenken angedeutet. manchmal scheint er mir dabei gegen frühere besserungen allzu vorsichtig sich zu entscheiden; an anderen puncten auch wider den fehler nicht bemerkt zu haben. was ich selbst glaube zur textesherstellung noch beitragen zu können, ist freilich nur sehr wenig: ich stelle es mit allen sonstigen einwendungen, die ich gegen S.s text zu machen habe, im folgenden zusammen.

v 5 ist *gelîch* in der ersten silbe zu syncopieren.

vi 9. 10 ist wol nach Karajan zu lesen, und überdies das erste wort *gewitt* in *geriht* zu bessern. *geriht als ein gert* vergliche sich dem *enriht* i 69. im folgenden verse ist *behert* = *behertet; beherret* verstehe ich nicht.

i 140 l. *sich niht verstêt;* der alte mann eines jungen weibes merkt den spott nicht; das stimmt auch gut zur folgenden zeile. — ebend. 1082 l. *dû gewischer ahselhart.* — ebend. 1223 hat Karajan gewis richtig *stumben* in *stuben* verbessert.

ii 482 ff sind die redezeichen unrichtig gesetzt. diese zeile und die folgende gehören dem knappen an, der in der ersteren seine eigenen worte anführt. der ritter verspottet ihn 484 f mit demselben sprichwort, welches auch anderwärts gegen einen törichten wunsch gebraucht wird (iv 800 f). vielleicht liegt hier nur ein versehen vor, wie denn die druckfehler gegen die interpunction und den gebrauch der redezeichen nicht in der am schlusse beigegebenen liste verbessert werden.

iv 566 (s. o.) lese ich *her von einem knehtkint:* von den beispielen des Mhd. wb.s für diesen zusatz des *her* zu einem terminus a quo passt besonders MS 2, 86 *dâ her von einem kinde.* zu einem vocativ *herr* ist an unserer stelle keine besondere veranlassung.

xv 126 hat Karajan das richtige wenigstens unter dem texte angegeben: *niht gar.* — ebend. 235 konnte das hsliche *getrett* beibehalten werden.

viii 341 ist wol *rîter : sîter (= sît ir)* auch vom herausgeber beabsichtigt, da er das im text stehende *ritter* in der lesart widerholt. ebenso steht ii 473 *kuch* im text und in der lesart. — ebend. 443 ist *benzlich* eine conjectur, die durch die in der anmerkung angezogenen stellen aus Schmeller-Frommann nicht genügend gestützt wird. denn in diesen hat *penzen* nur den sinn: durch unaufhörliches bitten oder schelten lästig fallen. darum handelt es sich bei Helbling doch nicht, wo vielmehr von empfindlichkeit und stolz die rede ist. auch kommt in der hs. *w* für *b* anlautend nach s. lxxxvi nur noch in *wanne* = *banne* viii 989 vor, wo es aber in der lesart unter dem texte fehlt.

Mehr liefse sich wol zu den an sich sehr reichhaltigen anmerkungen nachtragen. in der zu xiii 80 ist gewis in der aus Ottokar angeführten stelle *Cheseraizz* nicht = *Guivreiz* im Erec, sondern *Thesereiz* in Wolframs Willehalm. — ebend. 182: ich

merkte mir zu Flucht 3019 aus dem Münchner Ruther *nůta* an. — ebend. 190: die verteilung eines gebietes zwischen bettlern, oder wie man sonst Seifried und seinen freund nennen mag, kommt mit besonders komischer würkung in Frischlins Wendelgart vor. — I 1063: *geriten* gehört gewis zu *rîten:* die ermattung durch das pflügen wird mit der dämonischen, durch das aufsitzen eines kobolds oder teufels verursachten verglichen: s. Grimms Myth. 433. 966. — II 283: die pfenningbufse, welche der dichter dem Jüngling Konrads von Haslau nachahmt, stammt aus der Disciplina clericalis VIII. ein *versificator* erlangt hier von einem könige *tale donum . . . ut se janitorem suae civitatis per mensem faceret et acciperet ab omni gibboso denarium, et scabioso denarium, et monoculo denarium, et impetiginoso denarium, et hernioso denarium.* schon die Disciplina clericalis wendet dies zum vergleich mit moralischen gebrechen an. — II 1296: ein freund macht mich darauf aufmerksam dass der hauptangeklagte im Spremberger friedensbruchprocess Paul *Rubendunst* hiefs: Vossische zeitung 1886 nr 522 ff. — III 351 *vürnœms* möchte ich nicht = *vürnamens* fassen. dies würde aussagen dass *ein Hesse bürtic von Tuln* und *ein Beheim von sant Pölten* gar nichts (zusammen) reden könnten. das wäre doch zu viel gesagt, da sie ja beide trotz ihrer ausländischen tracht gute Österreicher wären. *vürnœms* dagegen im nhd. sinn passt gut: sie würden nichts aufserordentliches sagen, sie würden sprechen wie alle anderen. — IV: über hundenamen hat Grimm Myth. I 6, III 6 eine sammlung, die sich leicht und mit nutzen noch vermehren liefse. — XV 373 f: S.s auffassung wäre zu dunkel ausgedrückt; auch scheint mir der v. 374 wegen der wortstellung nicht relativ genommen werden zu können. *des ist daz lant allez vol* bezeichnet wol nur dass das vorhergehende ein sprichwort ist, welches überall bekannt ist und gebraucht wird. ich meine, *dâ heim selp ist niur einer* besagt so viel als: wer zu hause ist, ist allein; wer gesellschaft sucht, geht zu anderen, und das tut jeder gern. deshalb brauche der fürst, auch wenn er sein (mitgebrachtes) gefolge entlasse, nicht zu besorgen dass er allein bleibe; auch die reichen im lande kommen gern zu ihm. — VIII 285 muss doch, wie das folgende zeigt, einen *tûsch* enthalten, durch welchen Engelmar unerwartet zum herrn *Eberrûsch* wird. in *Guitnorisch* mag irgend ein zauberwort stecken, *risch* könnte dabei das adverbium, unser 'rasch' sein. — VII 952 *dû hâst den habech an gerant* wird durch die fabel erklärt, welche Zs. 7 s. 356 steht, vgl. insbesondere v. 38.

Ich schliefse mit dem wunsche, dass die sorgfältige, von der buchhandlung gut ausgestattete ausgabe innerhalb und aufserhalb des kreises der fachgenossen viele leser finden möge.

Strafsburg. E. Martin.

Das Spiessche Faustbuch und seine quelle. von MAXIMILIAN SCHWENGBERG. Berlin und Leipzig, verlag von Oscar Parrisius, 1885. 68 ss. 8°. — 1 m.

Dieses buch hat das verdienst, die zeugnisse über Faust s. 21 — 41 mit ausnahme des Begardischen nach den originaldrucken zu geben.[1] damit ist aber auch der dank erschöpft, den man herrn Schwengberg für seine arbeit schuldet. s. 5—19 ist eine magere analyse des Spiesschen Faustbuches zu finden; den rest des buches s. 42 — 68 bildet eine dürftige compilation, die zum teil eine paraphrase der vorrede Scherers zu der photolithographischen nachbildung des Faustbuches ist, wobei der verf. indes mit einer seltenen beharrlichkeit alle die fruchtbaren und anregenden ideen Scherers für die innere kritik des Faustbuches ignoriert hat. auch die anführung der litteratur ist unvollständig; so finde ich nirgends den aufsatz von Erich Schmidt im Goethe-jahrbuch III erwähnt.

Über die quellen des Faustbuches wird s. 56 — 61 einiges gesagt, was uns um keinen schritt weiter bringt. in der tat ist es schon durch eine genaue betrachtung des stils möglich, scheidungen unter den quellen, aus welchen der verfasser des Faustbuches schöpfte, vorzunehmen. die klägliche art und weise, in welcher die einzelnen stücke zusammengefügt sind, macht es uns um so leichter, die verschiedenen schichten zu unterscheiden. so stehen zb. zwei ganz verschiedene erzählungen über das, was Faust von dem teufel verlangt, dicht neben einander (c. III und IV; vgl. Scherers vorrede s. XVI). in der zweiten fordert Faust von dem geist nur, dass er ihm untertan sei und alles tue, was er von ihm begehre: es ist also im wesentlichen hier die zaubermacht, über welche Faust zu verfügen wünscht. ganz anders in dem ersten bericht! hier verlangt Faust von dem teufel, dass er ihm über alles auskunft geben, was er von ihm forschen würde, und auf alle seine fragen wahrhaftige antwort erteilen solle, ein gedanke, der dann auch in der verschreibung Fausts widerkehrt (c. VI s. 21). bei einer untersuchung über die quellen des Faustbuches würde es sich nun darum handeln, diese einzelnen disparaten teile genauer zu untersuchen, ihr gegenseitiges verhältnis zu bestimmen und festzustellen, aus welcher tradition sie stammen. in dem vorliegenden buche findet man auch nicht einmal ansätze zu solchen untersuchungen; der schöne hinweis Scherers auf die drei überlieferungskreise über Fausts

[1] aber selbst hier mangelt die vollständigkeit; so ist zb. mit keinem wort das zeugnis von Delrio erwähnt, das hier folgen möge. Disquisitionum magicarum libri sex, in tres tomos partiti. auctore Martino Delrio (Mainz 1606) tom. I s. 362 lib. II quaestio XII 10: *Sic fert fama Faustum, et Agrippam Magos; cum iter facerent, solitos nummos ad oculum sinceros in diuersoriis numerare; quos qui receperant, post pauculos dies cornuum frusta vel scruta vilissima reperiebant.*

leben, den Wittenberger, den oberrheinischen und den Erfurter, ist mit keinem worte erwähnt.

Eine weitere frage der inneren kritik müste sich an diese untersuchungen anschliefsen. ich habe schon in der Zs. f. d. ph. XIX 245 f darauf hingewiesen, dass wir auch die edlere auffassung der persönlichkeit des Faust, wie sie uns aus den oben angeführten stellen entgegentritt, nur durch das medium dieses kläglichen kopfes erhalten, dass wir also die jämmerliche einkleidung, welche der verfasser des Faustbuches ihr gegeben hat, erst abschälen müssen, um zu dem eigentlichen kern vorzudringen. im gegensatz zu diesen stellen aber treffen wir zweimal auf worte, die sowol in ihrer auffassung der gestalt des Faust, als in dem gewaltigen poetischen schwung, der ihnen inne wohnt, ebenso in einem entschiedenen contrast zu dem ganzen stil des buches wie in einer ausgesprochenen verwandtschaft zu einander stehen. es sind dies die beiden bekannten stellen, erstens s. 6 (c. II) *name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen;* und sodann s. 19 (c. 5) die vergleichung des Faust mit den Giganten und Lucifer. Scherer hat mit recht darauf aufmerksam gemacht (s. XV), dass die erstere stelle in dem satze, in welchem sie steht, den zusammenhang unterbricht, dass sie also nachträglich eingeschoben sein muss — ein hinweis, von dem der verf. keinen gebrauch gemacht hat. aber auch die andere stelle erscheint so unvermittelt in dem nüchternen gewäsch, unter welchem sie plötzlich auftaucht, dass auch hier eine spätere einschiebung angenommen werden muss. die vermutung wird nicht abzuweisen sein, dass dem verfasser des Faustbuches nach vollendung seiner arbeit eine tradition zukam, in welcher eine höhere auffassung der sage mit poetischem geist durchgeführt war, und dass aus dieser überlieferung die nachträglich eingeschobenen stellen stammen. hier hätte nun eine genauere untersuchung über die quellen des Faustbuches einzusetzen; und man müste zuerst die frage zu beantworten suchen, ob sich nicht ein näherer zusammenhang zwischen diesen stellen und den fünf Erfurter geschichten in der Berliner ausgabe von 1590 aufzeigen liefse.

Neben diesen fragen der inneren kritik müste sich eine solche untersuchung noch eine ganze reihe anderer fragen stellen, die man in dem vorliegenden buche vergebens sucht. ich kann natürlich an diesem orte nur einige derselben andeuten. den einfluss der bibel auf die fassung der einzelnen geschichten hat man, soviel ich weifs, noch nicht beobachtet. ich bin geneigt, die erzählung von den reueanfällen Fausts für eine erfindung des verfassers des Faustbuches zu halten. für diese annahme spricht die sinnlose art und weise, mit der er diese anfälle immer widerholt, wie jemand, der sich auf einen einfall besonders viel zu gute tut. die reue Fausts ist nun offenbar der reuigen verzweiflung des Judas nachgebildet worden. als der teufel dem

Faust c. 15 erzählt, wie er ihn in seine gewalt bekommen, und Faust in einer reuigen anwandlung ausruft: *hette ich Gottselige Gedancken gehabt, vnd mich mit dem Gebett zu Gott gehalten, auch den Teuffel nicht so sehr bey mir einwurzeln lassen, so were mir solchs Vbel an Leib vnnd Seel nicht begegnet, Ey was hab ich gethan?* antwortet ihm der teufel: *Da sihe du zu* — dieselben worte, die in Luthers übersetzung (Matth. xxvii 5) die pharisäer dem Judas zurufen, als er ihnen das blutgeld widerbringt. dazu kommt dass unmittelbar nach dieser stelle, am anfang des folgenden capitels, Fausts reue ausdrücklich mit der des Judas verglichen wird (c. 16 s. 48 f *Aber sein Rew war Cains vnnd Jude Reuw vnd Bufs).*[1]

Der verfasser des Faustbuches hat ferner zweifellos aus astrologischen compendien und practiken sowie aus topographischen handbüchern geschöpft. diese tatsache ist von Schwengberg nirgends aufgeführt, trotzdem s. 57 f von den reisen die rede ist, die das Faustbuch seinen helden machen lässt. bei der verwendung des geographischen materials kann man die klägliche art und weise, in welcher der verfasser des Faustbuches sein buch zusammenschrieb, im einzelnen deutlich verfolgen. er hatte sich offenbar eine reihe von notizen über einzelne städte abgeschrieben; diese bringt er nun an, indem er entweder erzählt: 'Faust kam an den und jenen ort' und dann die betreffende beschreibung direct folgen oder indem er diese der abwechselung halber Faust durch den teufel mitteilen lässt.[2]

[1] es ist interessant, das Faustbuch von 1587 in dieser beziehung mit den fünf Erfurter geschichten in der Berliner ausgabe von 1590 zu vergleichen. atmet das Faustbuch den strengsten kirchlichen geist und sind für einzelnes, wie oben gezeigt, die erzählungen der bibel directes vorbild gewesen, so sind im gegensatz dazu die Erfurter geschichten von freiem, humanistischem geist durchweht und für manche gedanken scheint das altertum directe anregung gegeben zu haben. nicht allein dass Faust seinen zuhörern den *fürtrefflichen Poeten Homerum* erklärt und die gestalten der Ilias und Odyssee leibhaftig vor ihnen erscheinen lässt (Braunes neudruck s. 130 f), für den geist, der so geschwind ist als die gedanken der menschen, könnte die anregung direct bei Homer gefunden werden, vgl. Ilias xv 78 ff:

ὣς ἔφατ'· οὐδ' ἀπίθησε θεά, λευκώλενος Ἥρη,
βῆ δ' ἐξ Ἰδαίων ὀρέων ἐς μακρὸν Ὄλυμπον.
ὡς δ' ὅτ' ἂν εἰξῇ νόος ἀνέρος, ὅς τ' ἐπὶ πολλὴν
γαῖαν ἐληλουθὼς φρεσὶ πευκαλίμῃσι νοήσῃ
ἔνθ' εἴην ἢ ἔνθα, μενοινήῃσί τε πολλά,
ὣς κραιπνῶς μεμαυῖα διέπτατο πότνια Ἥρη.

man vergleiche auch das dem Hesiod zugeschriebene gedicht vom schild des Herakles, wo von Perseus gesagt wird v. 221 f (Hesiodi quae feruntur omnia rec. Aloisius Rzach s. 78 f):

ὤμοισιν δέ μιν ἀμφὶ μελάνδετον ἆορ ἔκειτο
χαλκέου ἐκ τελαμῶνος· ὁ δ' ὥστε νόημ' ἐποτᾶτο.

[2] c. 24 s. 108: *vnd wie er von seim Geist berichtet.* s. 109: *Diser See, sagt der Geist zu Fausto, ist* 20000 *schritt lang* usw. *Als nu D. Faustus von Vlm wider vmbkeren, vnd weiter wolt, sagte sein Geist zu jm* usw. s. 110: *Vnd gen Nürenberg kommen, da sagt jhm der Geist unterwegen* usw. — beiläufig sei hier bemerkt dass die ableitung Basels von

Nicht für alle topographischen stellen, wol aber für einen teil derselben habe ich die quellen gefunden. besonders stark hat der verfasser des Faustbuches Münsters Cosmographei ausgeschrieben, wie folgende stellen beweisen mögen:

Faustbuch s. 114 f (c. 26).

Von Wien reiset er in die höhe, vnd sihet von der höhe herab ein Statt, die doch ferrn lag, das war Prag, die Hauptstatt in Behem, diese Statt ist grofs, vnd in drey Theil getheilt, nemlich alt Prag, new Prag vnd klein Prage, klein Prag aber begreifft in sich die lincke seyten, vnd der Berg, da der königliche Hoff ist, auch S. Veit, die Bischoffliche Tumbkirchen. Alt Prag ligt auff der ebne, mit grossen gewaltigen Gräben geziert, Aufs dieser Statt kompt man zur kleinen Statt Prag vber ein Brücken, dise Brück hat 24. schwibbogen. So ist die new Statt von der alten Statt mit eim tieffen Graben abgesöndert, auch ringsumb mit Mawren verwart, daselbst ist das Collegium der hohen Schule, die Statt ist mit einem Wall vmbfangen.

Sebastian Münster, Cosmographei 1550, buch III, dcccxxxvi.

Die statt Prag virt in drei stett getheilt, nemlich in klein Prag, alt Prag und neüw Prag, klein Prag begreifft die lincke seiten der Mulda, und berürt den berg auff dem der küniglich hof, und die bischoffliche thumkirche ligt. Alt Prag ligt gantz auff einer ebne, geziert mit herrlichen und brächtigen gebeuwen. Aufs diser alten statt kompt man in die kleine über ein steine bruck, die hat 24 geweltbter bogen. Aber die neüwe statt ist von der alten mit einem tieffen graben abgegesündert, und gerings mit mauren bewaret.

S. 115.

D. Faustus reiset auff Mitternacht zu, vnd sihet wider ein andere Statt, vnd da er sich von einer ebne herab liefs, war es Crakaw, die Hauptstatt in Polen, eine schön vnd gelehrte schul allda. Dise Statt ist die königliche Wonung in Polen, vnd hat von Craco dem Polnischen Hertzogen den Namen empfangen. Dise Statt ist mit hohen Thürnen, auch

Cosmographei, buch IV, Mviij.

(Nach einer längeren auseinandersetzung über die gründung der stadt durch Graccus.) *Als nun die statt Crakow von Gracco wz angefangen, und ein hauptstatt worden des künigreichs Poland, hat sie nach und nach zügenommen in gebeuwen vnd ynwonern, ist befestigt worden mit hohen zinnen, erckern, vorweren und hohen thürmen, und*

einem Basilifsken, so allda gewont, welche der verf. s. 61 für den autor des Faustbuches in anspruch zu nehmen scheint, sich schon in Münsters Cosmographei findet.

mit Schütt vnnd Gräben vmbfangen, derselbigen Gräben sind etliche mit Fischwassern vmbgeben. Sie hat 7 Pforten, vnd viel schöner groſser Gottshäuser.

zuo vnsern zeiten umbfangen, mit schütten und greben. Derselbigen gräben seind ettliche mit fischwasser uſsgefüllt, ettliche mit gesteüd verwachsen. . . . Es hat dise statt sieben porten vnd vil schöner vnd lustiger burger heüser, ein schloſs in der höhe, vnd ein verrümpte hohe schül.

Man vergleiche auch noch folgende stellen:

Faustbuch s. 102 über Padua.

Dise Statt ist mit einer dreyfächtigen Mawer befästiget, mit mancherley Gräben, vnnd vmblauffenden Wassern, darin ist eine Burg vnd Veste, vnd jr Gebäw ist mancherley, da es auch hat eine schöne Thumbkirch, ein Rahthauſs, welches so schöne ist, dass keines in der Welt diesem zuvergleichen seyn sol. Ein kirche S. Anthonij genannt, ist allda, dass jresgleichen in gantz Italia nit gefunden wirt.

Cosmographei, buch II, ccxx. Padua.

Es ist in diser statt ein solich wunder schön rhathauſs, das seines gleichen kaum auff erden sol erfunden werden. . . . Sie (die Venediger) *haben auch keiner statt mer sorg dan diser, darumb sie mit gräben, thürnen, bolwerck und pasteien, der massen verwart ist, dass jres gleichen kaum in Italia gefunden wird.*

Ob der verfasser des Faustbuches auch aus Sebastian Franks Weltbuch geschöpft hat, ist zweifelhaft; es wäre möglich dass beide die gleichen quellen ausgeschrieben hätten.

Faustbuch c. 27 s. 122.

Creta die Insel in Griechenlandt, ligt mitten im Gandischen Meer, den Venedigern zuständig, da man Maluasier machet. Diese Insel ist voller Geiſsen, vnnd mangelt der Hirschen. Sie gebiert kein schädlich Thier, weder Schlangen, Wölff noch Füchſs, allein groſse gifftige Spinnen werden allda gefunden.

Sebastian Frank, Weltbuch, Tübingen 1534, teil II, lxxxvj.

Creta sunst Candia, oder von den hundert nammhafftigen etwa darinn gelegnen Stetten, Centapolis genant ein Insel Grecie mitten im mör Ponto gelegen . . . . kein schadhafft thier ist in diser Insel, kein eyl, schlang, wolff, fuchs, aber voller geyſs vnd vihes . . . . Plinius lib. iiij. Isidorus an dem eegemelten ort sagen, Wie wol diſs land von vergifften schedlichen thieren etwas frey sey, so wachsen doch allda vergiffte spinnen, vnd ein geschlecht der schlangen Phalange genannt.

Dagegen ist es mir mit dem in Berlin zu gebote stehenden material vorläufig nicht gelungen, die quellen für die astrologischen und naturwissenschaftlichen stellen aufzufinden.

Auf alle diese fragen, die der verf. sorgfältig umgangen hat, denke ich in nicht allzu langer zeit ausführlicher zurückzukommen.

Sondershausen, am 8 august 1886. GEORG ELLINGER.

Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem leben und seinen werken von GUSTAV HAUFF. Stuttgart, Kohlhammer, 1885. v und 410 ss. 8°. — 4 m.

Hauff hat in der Reclamschen Universalbibliothek die erste historisch-kritische ausgabe der Schubartschen gedichte geliefert und die selbstgestellte aufgabe in trefflicher weise gelöst. nun lässt er in dem vorliegenden bande seine historisch-kritische biographie folgen, welche mit minutiöser genauigkeit die daten in Schubarts leben feststellt: H. könnte das wort des Rudolf vEms auf sich anwenden, *mit ungelogener wârheit* (Anz. XII 17), denn uns wird nicht die geringste frage geschenkt, nicht über einen strohhalm dürfen wir springen, der verfasser siebt nicht nur alle bisher vorgetragenen ansichten durch, sondern siebt den leser mit; fortwährend stehen wir still, jeder zollbreit wegs muss erst geebnet werden, und wir möchten so gerne kräftig marschieren. H. wollte ursprünglich nur kritische studien über Schubart verfassen, nun haben sie sich ihm zu einer vollständigen, nur zu vollständigen lebensbeschreibung erweitert, aber wir bekommen ein mosaikbild, das vor unseren augen langsam aus den kleinsten steinchen zusammengesetzt wird, wir sehen sogar die zubereitung dieser steinchen. H. hat gewis die richtige methode der arbeit gewählt, die rechte weise der darstellung hat er nicht gefunden. er polemisiert nicht nur gegen bücher, welchen man hervorragenden wert zugestehen muss, wie etwa gegen das werk von Strauſs, er berichtigt sogar irrtümer, welche sich in den litteraturgeschichten von — König, Gottschall und Werner Hahn finden, und nicht etwa in der anmerkung sondern per longum et latum im texte. Pressel hat Schubarts geburtstag nach dem geburtsregister festgestellt, trotzdem wird noch einmal die richtigkeit geprüft; Weber hat in seiner Weltgeschichte als Schubarts rufnamen Daniel bezeichnet, nun wird ausführlich Christian als rufname nachgewiesen, obwol zb. Goethe sowol dr Wolf als Hätschelhans genannt wird und am Johannes- wie am Wolfgangtage seinen namenstag feiert.[1] genau wird erwogen, ob Schubart

[1] H. nimmt es selbst nicht so genau, s. 23 spricht er von August Bürger, welcher sich jedoch niemals anders als Gotfr. Aug. Bürger unterschreibt, wenn er die vornamen nicht fortlässt.

Schwabe oder Franke zu nennen sei, weil Wohlwill diese frage aufgeworfen hatte. so geht es fast unmerklich vorwärts und wir fühlen die lücken unserer kenntnis dann doppelt, weil wir kleinlichkeiten so genau erfahren. auch ist H. mitunter nicht ganz glücklich in seiner peinlichen sorgfalt, Schubart kann als Schwabe für die fehler der Schwaben ein offenes auge haben, H. ist doch auch ein Schwabe, welcher nicht blofs die lichtseiten seiner landsleute kennt. characteristisch für H.s manier ist zb. s. 14 seine polemik gegen das 'gerede von Schubarts lebenslänglicher Klopstockomanie, Klopstockschwärmerei, Klopstockanbetung'; H. bezeichnet es als 'durchaus falsch' und 16 zeilen weiter, noch auf derselben seite, sagt er selbst: 'Klopstock war für Schubart zeitlebens das ideal eines dichters' — wozu also der lärm? vgl. auch s. 124 f. s. 19 polemisiert H. gegen Schubarts äufserung, dass seine neigung zu der deutschen dichtkunst zu früh erwachte; er hat aber Schubart falsch verstanden, welcher natürlich von seiner eigenen production spricht, wie sich aus dem zusammenhang ergibt. merkwürdig sind die erwägungen s. 23, was aus Schubart geworden wäre, wenn er in Jena und nicht in Erlangen die universität bezogen hätte; alle diese 'vielleicht', 'wäre' und 'hätte' stören gerade bei H.s sonstiger bedachtsamkeit; und sie widerholen sich in dem werke meist dort, wo der verf. um einen übergang verlegen ist, vgl. zb. s. 34 f. 76. 79. 112. 208. 353 uö. die übergänge machten H. jedesfalls viel zu schaffen, darum phrasen wie s. 26 'ehe wir weiter gehen ...', s. 27 'halten wir hier inne ...', s. 30 das einfügen der briefe an Böckh, s. 34 das überleiten nach Geislingen; der ganze absatz über Schubarts liebe in Aalen s. 34 f unterbricht wie später eingeschoben den fluss der darstellung, H. hat es nicht verstanden, diese episode dort einzufügen, wo sie hingehörte, und wollte sie doch nicht fallen lassen (ebenso s. 73); s. 41 'was sollen wir dazu sagen?' darum widerholungen wie s. 43 und 47, dort 'in der musik würkte er weniger ..... um so mehr hatte er zeit, die lücken seiner bildung auszufüllen', hier 'je weniger Schubart in Geislingen mit der musik zu schaffen hatte, um so mehr fleifs und zeit konnte er auf seine wissenschaftliche ausbildung verwenden' vgl. s. 76 f. s. 60 ff sind wider einige solcher übergänge: 'darüber später', 'wir kehren zu Fischers vortrag zurück ...', 'soweit Fischer ...', s. 69 'so viel von ...' usw. vgl. noch s. 73. 105. 110. 119. 121. 140. 154. 172. 195. 243 uö.

Diese kunstlose art der verknüpfung (vgl. auch s. 144) hängt zusammen mit dem ganzen breitspurigen wesen des verf.s, welcher gern alles ausspräche, was er auf dem herzen hat, welcher blicke auf die heutigen zustände der protestantischen theologie — H. ist selbst theologe —, auf das heutige unterrichtswesen (s. 65 f) wirft, und dabei weit über das erlaubte mafs hinausgeht (vgl. s. 148 f. 353). was um alle welt soll den lesern einer Schubart-

biographie das neue regulativ für die höheren schulen in Elsass-Lothringen, um das nützliche der redeübungen auf der schule nachzuweisen? das weifs jeder pädagoge und Schubarts lehrmethode hat gar nichts characteristisches, wenn er 'gespräche' für einen sogenannten 'redeactus' entwirft; kennt denn der herr verf., um nur einen zu nennen, nicht Christian Weise und seine tätigkeit als schulmann? — widerholt moralisiert und predigt H., und wendet sich etwa gegen Schubarts klagen, er werde vom schicksal verfolgt. so oft er solche stellen citiert, versäumt er gewis nicht hinzuzufügen, Schubart sei von seinem unstäten character verfolgt worden, er sei 'sein eigener ärgster feind' gewesen udglm. sehr merkwürdig sind die äufserungen s. 77 ff über Schubarts prophetische träume, H. behauptet ganz im ernste: 'wahrlich, hier ist mehr als zufall', er nennt die zweifel an solchem aberglauben unkritisch und unterscheidet 'vorbedeutende' und 'warnende' träume. darüber wollen wir nicht streiten und die 'merkwürdigen, uns nur zum teil bekannten kräfte' der menschlichen seele auf die gefahr hin, unkritisch zu erscheinen, ganz aus dem spiele lassen. es wäre übrigens leicht, Schubarts neujahrstraum auf seine elemente zurückzuführen, welche hauptsächlich der lectüre entstammen: Klopstock, die bibel, Gerstenberg und inquisitionsgeschichten würden ausreichendes material geben. und so fragen wir uns widerholt im laufe der darstellung, wozu das? vgl. s. 81, wo uns über das heutige Geislingen einiges berichtet wird, während wir mit dem helden bereits nach Ludwigsburg übergesiedelt sind. auffallend ist auch die mehrfach ausgesprochene abneigung gegen die musik, welcher H. eine sehr unsittliche würkung zutraut.

H. verteidigt Schubart, wo es ihm nötig scheint, gegen Strauſs, dessen werk (vgl. bes. s. 387 ff) ihm überhaupt sehr unsympathisch ist; ob diese abneigung nicht mehr dem rationalistischen verf. als dem werke gilt? s. 178 scheint das zu beweisen. mitunter greift H. dagegen ganz mit unrecht Schubart an, weil er das ironische von Schubarts stil nicht erkannt hat; er nimmt alle vorwürfe, welche sich Schubart zb. in dem briefe vom 6 februar 1771 macht, ganz ernst und fühlt die ironie nicht einmal bei einer äufserung wie: *Gott verzeih mir's, dass ich ein Narr war und den Messias auswendig lernte . . .*, sondern sagt über dieses urteil s. 83 'es steht in Schubarts leben und schriften vereinzelt da und zeugt von der sittlich-religiösen gesunkenheit dessen, der so über sich selbst schreiben konnte' und widerholt den vorwurf 'von dem damaligen sittlichen verfall Schubarts' noch einmal nachdrücklichst. H. legt jede äufserung Schubarts auf die goldwage, ohne zu bedenken, dass er es mit einem menschen zu tun hat, welcher ganz von seinen stimmungen oder, um im stile der damaligen zeit zu reden, von seinen *grillen* beherscht wird und sie gern in seinen briefen ausspricht. Schubart war als mann

seiner tage nichts halb, kannte nur die extreme, fühlte sich entweder ganz glücklich oder ganz unglücklich, seine äufserungen sind daher immer übertrieben. einer solchen natur wird ein mafsstab nicht gerecht, wie ihn der verf. anlegt; man darf scheinbaren widersprüchen in briefen nicht so viel gewicht beimessen, als in unserem buche geschieht, und nicht zu weitgehende folgerungen aus ihnen ziehen. H. weifs allerdings dass Schubart eine durchaus momentane natur war, er führt widerholt die selbstgeständnisse Schubarts an, aber er wird immer und immer wider von seinem gefühle für ordnung hingerissen, die eigenen erkenntnisse zu vergessen.

Das buch zerfällt in zwei teile, genau dem titel entsprechend. zuerst wird Schubarts leben (1—259), dann werden seine werke (260—381) behandelt, und zwar nach den verschiedenen seiten; der versuch, die characteristik des schriftstellers und musikers mit seiner biographie zu verbinden, ist nicht gemacht, vielmehr wird in der ersten hälfte gewöhnlich ein fremdes urteil über Schubarts werke citiert (vgl. s. 116) und auf die eigene betrachtung an anderer stelle des buches verwiesen. dadurch verfehlt H. seinen eigentlichen zweck und verwickelt sich in widersprüche. so sagt er s. IV, über Schubarts kritische begabung lese man überall verworrene, unbestimmte, abgerissene bemerkungen, er habe zuerst eine geordnete und übersichtliche zusammenstellung von Schubarts ästhetisch-kritischen ansichten gegeben, und s. 116, wo in der biographie über die Teutsche chronik gehandelt wird, sagt er 'wir können es uns . . . nicht versagen, aus dem Straufsschen werk die betreffende stelle hier einzureihen, die einen wahren glanzpunct dieser im allgemeinen betrachtet unzulänglichen und unvollständigen biographie ausmacht'; das urteil heifst s. 119 'wolbegründet', ist also doch nicht so verworren, unbestimmt und abgerissen, als man nach der vorrede und nach s. 329 meinen sollte.

H. hat sich in der biographie bemüht, alles notwendige festzustellen und überall die selbstbiographie auf ihre stichhaltigkeit zu prüfen. sorgfalt lässt sich nicht verkennen, wir dürfen H. als einen zuverlässigen führer betrachten und uns versichert halten dass, wenn nicht neue quellen eröffnet werden, in seinem buche alles steht, was wir wissen können. es entgeht uns freilich über aller der polemik und kritik im kleinen sehr oft der zusammenhang im grofsen, doch darf H. sich darauf berufen, dass er 'Schubarts leben' auf s. 3 — 20 seiner ausgabe im allgemeinsten umrisse schon gegeben hat und nun eine begründung und die parerga liefert. schuld an dem unruhigen eindrucke seiner biographie trägt auch seine manier, alles, was naturgemäfs in die anmerkungen gehört, ganz unvermittelt im texte zu geben, wodurch absätze wie s. 100 den zusammenhang durchbrechen 'über Schubarts verhältnis zu maler Müller vgl. Bernhard Seuffert, Maler

Müller s. 25.' niemand wird dem allzu ausgedehnten gebrauche der anmerkungen das wort reden, welche, um Scherers ausdruck zu brauchen, den text als eine kleine fettschichte in einem gefäfse mit wasser erscheinen lassen; aber anmerkungen schreiben und sie im texte drucken lassen, ist jedesfalls noch weniger zu billigen. so zuverlässig H.s resultate sind, hat er kleinigkeiten doch übersehen, was nun einmal nicht anders möglich ist. ich möchte einiges hervorheben, was der verbesserung bedarf.

Dass die beiden grafen Stolberg Ulm nicht Schubarts wegen besuchten, war nicht blofs als vermutung auszusprechen (s. 139), denn Friedr. Leopold Stolberg schreibt aus Zürich 7 xi 75 an seine schwester Catharina (Janssen i 57 f): *Unser Miller ist von Ulm hergekommen und geht mit uns nach Ulm.* Schubart wird überhaupt nicht erwähnt, auch in Stolbergs Reise (ausgabe Mainz 1877 i 40) heifst es Ulm, den 19 august 1791: *In Ulm brachten wir einen Tag in der Gesellschaft meines Freundes Miller zu, ... den ich vor sechzehn Jahren mit meinem Bruder hier besucht hatte,* und s. 35 bei der nennung der festung Hohenasperg wird wol des *armen Schubart* gedacht, welchen der herzog, ohne dass man wisse warum, zehn jahre gefangen gehalten habe, seiner persönlichen bekanntschaft mit Schubart erinnert sich FLStolberg hier nicht. dass für Goethes besuch in Ulm kein platz ist, hätte H. trotz der bemerkung Hartmanns im Goethe-jb. 3, 358 f aus dem briefe Schubarts an Goethe vom 3 october 1775 schliefsen können, welcher auszugsweise nach einem autographencataloge im Goethejb. 3, 427 mitgeteilt ist; darnach wäre an eine persönliche bekanntschaft nicht zu denken, der brief ist aber gar nicht an Goethe, sondern an maler Müller adressiert und bereits bei Holtei II^3 120 gedruckt, wird auch von Seuffert sowol s. 4 als s. 135 citiert. übrigens glaube ich nicht an Goethes aufenthalt in Ulm. die von WArndt in den Grenzboten iv 1881 s. 201—207 veröffentlichten briefe FLStolbergs an Voss ergeben keinen näheren aufschluss.

S. 159. H. meint 'bei der schnelligkeit, mit der hier [bei der verhaftung Schubarts] schlag auf schlag folgte, ist es nicht wahrscheinlich, dass vorher ein langer briefwechsel zwischen Ulm und Wien stattfand.' die damaligen verkehrsverhältnisse hätten es unmöglich gemacht, innerhalb von 12 tagen lange zu correspondieren, nach Wien bericht zu erstatten, von dort weisung zu erhalten, dieselbe nach Stuttgart zu berichten und des herzogs entschliefsung zu veranlassen. es lohnte wol in den Wiener archiven nachzuforschen, ehe vermutungen gleich den von H. vorgetragenen ausgesprochen werden. sonst hat er die umstände bei Schubarts verhaftung ausführlich dargestellt und die ursachen sorgfältig erwogen. was die erwähnung Franziskas von Hohenheim betrifft, scheint mir der verf. wider in seiner pedanterie manches verkehrt aufzufassen. geradezu komisch ist der ausspruch s. 161 'an und

für sich schon war dies gedicht [An Guibal] verfänglich dh. geeignet, im herzog eifersucht zu erregen.' Schubart fordert Guibal auf, ihm *dies Engelantlitz hier* zu malen und gibt nun in anakreontischer weise eine schilderung, die H. vermutungsweise auf Franziska bezieht; die vermutung liegt nach dem eingang und Schubarts anmerkung nahe, die schilderung jedoch bietet nichts, als was man in huldigungsgedichten gewohnt war. die von H. in seine ausgabe nach der Frankfurter aufgenommene lesart *Psyches* für *Amors* kann ich nicht billigen und erinnere an das anakreontische motiv, Amor aus den locken der geliebten herausblicken zu lassen. H. glaubt nun, das gedicht habe auch eine kehrseite gehabt, indem die *Stirne, wo die Tugend sitzt und Hass auf jedes Laster blitzt,* auf Franziska bezogen als hohn aufgefasst werden konnte. auch das erscheint mir nicht richtig, denn der herzog liefs seine Karlsschüler ganz ruhig Franziska als muster der tugend preisen, vgl. hist.-krit. Schillerausgabe 1, 69. 95 ff. 46 ff. man vertrug gewaltige lobeshymnen, sodass Karl weder das lob als zu grofs, noch als versteckten spott anzusehen brauchte. s. 224 scheint übrigens H. vergessen zu haben, was er s. 161 geschrieben hatte, denn nun meint er: *Mehr als alle anderen Gedichte musste ihr ... An Guibal schmeicheln, dessen Beziehung ihr nicht verborgen bleiben konnte.* s. 159 ff hatte er das gedicht als grund der verfolgung durch Franziska dargestellt!

S. 213 f. dass Schubarts lied An herrn general vHügel (Reclam 126) nicht das in einem briefe an seine frau erwähnte begrüfsungsgedicht sei, geht aus der dritten strophe hervor, wo es ausdrücklich heifst: *am Tage, da das Licht dich küsste,* das ist also Hügels geburstag. — zu s. 101 vgl. Goethe-jb. 3, 99. — die deutung, welche H. s. 163 f von Marianne an Achmeds seite (Straufs 2, 315) gibt, will mir durchaus nicht einleuchten, man muss eine anspielung auf irgend ein poetisches werk darin sehen. — über Schubarts vorlesungen der Messiade s. 193 ist ein schreiben Boies an Nicolai zu vergleichen, aus Hannover 10 november 1776 ... *Der Brief* [im Museum], *Klopstocks Messias betreffend, ist keine Erdichtung. Was in unsern wizigen Gegenden nicht möglich ist, kanns vielleicht in jenen nicht so kultivirten seyn. Ich denke, leben und leben lassen. Sagt die eine Parthie ihre Meinung und Empfindung; warum nicht auch die andre? Wenn man hoffen könnte, dass der kleyner feyner Almanach* [Nicolais] *gemeiner werden würde, als der Messias, so könnte man Stücke hineinsezen. Manche würden sie vielleicht in der Gestalt goutiren.* und am 9 december 1776 meldet Boie: *Der Name des Vorlesers von Klopstock ist gar kein Geheimniss. Es ist Schubart, und, nachdem was ich von ihm weifs, glaub ich eben nicht, dass er der wahre Vorleser, die* [sic] *ich übrigens für sehr möglich halte, seyn wird. Ich glaube noch immer, dass wir in unsern Gegenden zu wizig und kultivirt sind, um so was zu dulden oder zu schmecken, wobey das Herz so interessirt*

seyn muss. Ich bin selbst in den südlichen Gegenden Deutschlands gewesen, und habe gesehen, wie viel herzlicher man bey mindrer Aufklärung ist. Ein grofser Dichter zu werden, dazu gehört unendlich viel Kultur, Verstand und Wiz. Aber ihn zu fühlen — fühlt der die Musik am besten, der mit den Schwierigkeiten der Sezkunst am bekanntesten ist? Das Verdienst des Virtuosen kann er mehr schäzen. Aber auf unwillkürliche Hinreifsung, Macht über den natürlichen Menschen kömmts, dünkt mich, bey einem wahren Dichter an. Bey dem künstlichen ists was anders, wie bey dem künstlichen Komponisten. Beyde mögen für den Kenner seyn. — s. 197. die behauptung Ludwig Schubarts, die Fürstengruft sei sehr voreilig ins Deutsche museum eingeschickt worden, ist keine so arge teuschung, jedesfalls wurde das gedicht durch den druck in Boies angesehener zeitschrift von 1782 s. 496 (vgl. QF 22, 105) bekannter als durch den Almanach Wagners. — s. 202 wird höchst gezwungen die möglichkeit construiert, dass Schiller für seine Räuber neben der erzählung Zur kenntnis des menschlichen herzens auch noch die romanze Fluch des vatermörders benutzt habe, die vielleicht damals — 'noch nicht einmal gedichtet, gewis aber noch nicht gedruckt war': dies H.s eigene worte. die Räuber könnten doch viel eher die schilderung des gefangenen vaters in Schubarts phantasie entzündet haben. das wäre die einfachste lösung, sie ist aber unnötig, da beide dichter völlig unabhängig gewesen sein dürften. — s. 245 hält H. daran fest, dass Schubart durch seine gefangenschaft *glaubig* wurde, nimmt alle brieflichen äufserungen für bare münze, während doch Schubart wol die manier Hahns annahm, seine reden mitunter nach dem Asperger muster einrichtete, in seinem herzen jedoch unverändert geblieben war. — kunstlos endet H. s. 259 seine lebensbeschreibung Schubarts.

Auch der zweite teil hat wesentlich denselben character wie der erste. er zerfällt in fünf abschnitte und behandelt Schubart als dichter, kritiker, patriot und politiker, publicist, endlich als musiker. eröffnet wird die darstellung mit einem ganz unnötigen abdruck der ss. 20 f. 25 ff seiner ausgabe, vermehrt um zwei kritische bemerkungen; dann kommt eine schilderung seiner eigenen ausgabe, mit einigen höchst bedenklichen excursen. so begründet er nochmals seine verfehlte emendation *und ritt auf einem Bocke zum Taubenschlag hinein* für das überlieferte *und kroch gleich einem B.* gegen Sauer wendet sich der vorwurf, dass dieser in seiner auswahl *mein Lisel* statt *mein' Lisel* habe drucken lassen, während doch die mir allein zur verfügung stehende Frankfurter ausgabe von 1787 (II 213) durchweg *mein Lisel,* nur in der vorletzten zeile *mein traute Lisel* jedesfalls in übereinstimmung mit der academischen ausgabe bietet. und dabei lässt H. selbst mit den Frankfurter ausgaben in der schlussstrophe des gedichts Der bauer in der ernte s. 454 (so ist zu ergänzen) *Weibchen* statt *Weiblein*

stehen und sagt 'die sache hat keinen grofsen wert'; ist Sauers angebliches versehen nicht geringer? die s. 270 widerholte vermutung eines schwäbischen gelehrten, Gedichte s. 215 sei *imperium* zu lesen für *empirium* der Chronik ist sehr bestechend und verdient entschieden vorzug vor H.s *empyrium* = *empyrēum*. wo nun die characteristik einsetzen, H. selbst mit seinen ansichten hervortreten müste s. 273, auch da wider nur citat um citat, verbunden durch zustimmung und polemik, welche sich sogar häufig mit ein oder zwei ausrufungs- oder fragezeichen begnügt. die darstellungen einzelner litterarhistoriker werden vorgenommen, dann die frage erwogen, 'wo in der geschichte der deutschen poesie Schubart unterzubringen ist' (s. 278); auch hier geht H. von Vilmar aus, schliefst sich Straufs an und gibt seine eigene gegenüberstellung von Klopstock und Schubart, welche nicht ohne wert, aber doch mehr äufserlich ist. völlig recht hat H., Schubart ein versprengtes glied des hains (s. 281) zu nennen — er sagt freilich immer *Hainbund* —, damit ist sein wesen am aller treffendsten bezeichnet. was dann folgt, ist fast ausschliefslich aus Straufs genommen, erweitert und eingeschränkt, wobei es ohne schiefe ansichten nicht abgeht, so s. 283 die declamationen über Schubart als 'denker'; verweilt wird bei Schubarts Ewigem juden, und im hinblick auf Goethe Helbigs behauptung als 'ganz falsch' zurückgewiesen, dass Schubart 'der erste gröfsere dichter' gewesen sei, 'der sich der sage gestaltend bemächtigt'; Helbig hat aber in so ferne recht, als man im publicum von Goethes Ewigem juden erst später die fetzen zu lesen bekam. über das Kaplied hören wir zuerst Straufs, dann ein par andere stimmen, lesen s. 299 die merkwürdigen worte 'wie Schubart von der sache [dem verkaufe der landeskinder] dachte, darüber finden wir nirgends auskunft', obwol uns H. selbst s. 157 die betreffenden stellen aus der T. chronik ausgezogen hat, und finden zum schluss eine, wie ich glaube, völlig berechtigte abfertigung WZipperers (Archiv 10, 282), welcher Schillers Kriegslied als vorbild Schubarts erweisen wollte. noch einige worte, eine verunglückte erklärung s. 307, anführung zweier an Schubart erinnernder dichter, Hölderlins und Knapps, und der abschnitt ist zu ende. H. hat es ganz unterlassen, mit scharfen strichen ein bild des dichters zu entwerfen, und aus allen den flackernden worten, allen den 'zugestanden', 'ganz falsch' und dergleichen, welche die citate begleiten, muss nun der leser selbst erst ein bild zusammensetzen. wenn auch nicht geläugnet werden soll dass die characteristik eines lyrikers bei weitem die schwierigste aufgabe der litteraturgeschichte ist, so kann man doch von einer monographie mehr verlangen, als H. gegeben hat. meiner ansicht nach muss man Schubarts lyrik ganz vom standpuncte der musik beurteilen, man muss vor allem das declamatorische hervorheben, Schubart improvisiert, alle seine gedichte sind momentan hervorgebracht; dadurch erklären sich ihre vor-

züge wie ihre mängel. seine gabe der rede wird widerholt berichtet, er liefs sich oft hinreifsen; wenn er im zug war, dann gab es kein aufhalten — in prosa wie in versen. er soll einmal eine ganze predigt in versen gehalten haben. ihm stand fülle der worte, reiche, an Klopstock, Dante gebildete phantasie, leichte versification zu gebote, er dichtet — von den bestellten gedichten z. t. abgesehen — nicht für den druck sondern um sich luft zu machen, oft entsteht wort und melodie zugleich. Schubart hat den improvisierten character bewahrt, er hat nicht hinten drein gefeilt und gebessert, sondern die schmetterlinge, welche er flattern liefs, eingefangen und seiner sammlung eingereiht. darum so viel plattes in seinen gedichten, darum der von Straufs so nachdrücklich betonte mangel an logischer gliederung (auf die *künstliche Unordnung* darf man sich nicht berufen), darum aber auch so oft der mangel an sinn, rein musikalische wörter, welche durch ihren klang, nicht durch ihre bedeutung würken sollen; darum endlich die mancherlei reminiscenzen, welche gar nicht als solche gefühlt werden. Schubart geht von eindrücken aus, die er empfangen hat und bei der improvisation für seine eigenen erfindungen hält; sein vortreffliches, echt volkstümliches Schwäbisches bauernlied, was ist es anders als eine nachdichtung nach Hagedorn Der verliebte bauer[1]? seine Fürstengruft entstammt den Nachtgedanken Youngs und dem Jul. vTarent (vgl. Archiv 14, 185 ff. 449), manche seiner geistlichen lieder den liedern Lavaters. das ist bei der improvisation nicht auffallend. wo es ihm passt, nimmt er dialectisches auf, apocopiert und syncopiert, trifft aber immer den rhythmus, weil er ihn musikalisch fühlt, obwol er mitunter dem reim gewalt antut, *Feu'r* einsilbig braucht udgl. Schillers verurteilung der Bürgerschen poesie kann man fast vollinhaltlich auf Schubart anwenden und wird zu dem resultate kommen, dass Schubarts tragisches schicksal seinen dichtungen einen höheren wert beizulegen scheint, als sie würklich haben.

Noch weniger befriedigt der x abschnitt 'Schubart als kritiker' (s. 308—334), hier ist die composition wahrhaft grausam.

[1] Hagedorns Der verliebte bauer, welchen Strack nach einer these seiner doctordissertation 1883 mit Goethes gedicht Auf Christianen R. (DjG 3, 163 f) zusammenstellt, hat ein ähnliches versmafs, wie Schubarts bauernlied, der gedankengang ist ähnlich, nur bleibt bei Schubart der kleine tanzunfall fort. die gleichen vorzüge rühmen Hagedorn und Schubart, jener von Hanne, dieser von Lisel, und eine stelle ist ganz auffallend. Hagedorn v. 13 sagt *Ihr Aug ist schwarz wie reifer Schlee*, Schubart dagegen v. 13 f *ihre Äuglein ... die blinzeln hin und her, Sind schwarz, wie Vogelbeer;* vogelbeeren sind aber doch rot, wenn nicht das schwäb. darunter eine andere frucht versteht, was ich jetzt nicht constatieren kann. hier läge bei Schubart auch ein zeugnis für die improvisation vor, welche gegen den sinn ein reimwort wählt. man vgl. noch Hagedorn v. 25—32 mit Schubart v. 33—40. — anschluss an Lessing hat H. s. 326 nachgewiesen, die ähnlichkeit ist in die augen springend; Klopstocks Wingolf veranlasst Denkmal in Wingolfs halle usw. ich lasse mich durch H.s einwendung s. 329 'Magna ingenia conspirant' nicht vom 'abhängigkeitsfahnden' abbringen. vgl. s. 330.

H. begnügt sich über Schubarts Lehrbuch der schönen wissenschaften Wohlwills urteil zu widerholen, nachdem er in dem original selbst nur 'geblättert' hat (s. 309); über Klopstock wider nur einzelheiten, ohne das verhältnis übersichtlich zu behandeln, urteile über Wieland, ganz kurz über Herder und Hamann — unvermittelt eine zwischenbemerkung über die Humanitätsbriefe, dh. die erste negeridylle (Suphan 18, 224 f), welche sich auch in der T. chronik 1788, 741 findet; Schubart citiert als seine quelle *amerikanische briefe,* Herder, wie H. aus Suphans schlussbericht 18, 580 hätte entnehmen können, einen *ungeheuer-dicken Band,* der ihm *jenseit der Linie her zugekommen ist.* — über Schubarts verhältnis zu Lessing sechs worte, ausführlicher sind die äufserungen Schubarts über Schiller zusammengestellt, wobei H. mit vollem recht, aber unwillkürlich komisch werdendem pathos gegen den 'windigen einfall' von Palleske zu felde zieht, dass Schubart durch Schillers widerliches Bauernständchen auf seine schwäbischen volkslieder gebracht worden sei. die geschmacklosen worte über Schillers besprechung von Grübel hätte H. sparen können. die kritiken Schubarts über Goethe werden s. 320 ff kurz aber nicht immer ganz glücklich gruppiert. so heifst es: Schubart 'hält den Clavigo für ein ganz mittelmäfsiges stück', Schubart äufsert sich viel characteristischer (1774 erste beylage s. 6 f), Goethes genie sei — nicht auf rosenbetten, sondern auf brennesseln entschlummert, und wir erfahren auch, warum Schubart den *grofsen Verfasser des Götz und des Hofmeisters* im Clavigo nicht erkennen kann, ihn ärgert der französische stoff und die französische technik, er fühlt sich an Brawes Freygeist erinnert, während ihm der Götz ob seines *patronymischen* gehaltes als ein meisterstück erschien gleich Klopstocks Hermannsschlacht und Lessings Minna; Schubart stöfst sich an allem französischen, *warum farce* ruft er einmal aus und sagt — *posse* dafür, was er wol für deutsch hielt. und diese deutschtümelei zeigt sich in allen seinen kritischen schätzungen. sehr hoch stellt H. Schubarts Kritische scala s. 330 ff, welche meinem gefühle nach recht kindisch und schulmeisterlich ist. mit ihr schliefst die betrachtung.

Das folgende capitel behandelt 'Schubart als patrioten und politiker' (334—357). H. hebt ausdrücklich hervor dass Schubart überall und immer patriot bleibt, und trotzdem stellt er diesen abschnitt nicht an die spitze seiner auseinandersetzungen, um Schubarts ganze tätigkeit von diesem gesichtspunct aus zu betrachten, sondern schiebt ihn hier ein. Schubarts patriotismus ist echte begeisterung für Friedrich den einzigen, wie er ihn häufig tituliert; mit so viel verachtung er Voltaire nennt, mit ebenso viel freude jubelt er über den Preufsenkönig, den er gern an der spitze von Deutschland sähe. sein prophetischer blick hat ihn manches, sogar die widereroberung von Elsass und Lothringen sehen lassen, seine deutschtümelei hat viel reellere

grundlagen als die der übrigen 'bündler'. dass der freiheitstrunkene mann, welcher so lange die dumpfe luft des kerkers hatte atmen müssen, dann der französischen revolution zujubelt, obwol sie von dem gehassten volke ausgieng, ist nur natürlich. seine stellung ist auch hier ziemlich originell, weder von der blinden hitze Klopstocks noch von der ablehnenden kälte Goethes bestimmt. characteristisch bleibt für Schubart immer wie für den ganzen sturm und drang die *Lust einen grofsen Mann zu sehen,* die begeisterung für irgend einen sagenhaften oder historischen helden. das passt ganz gut zu seiner burschikosen natur, welche selbst im politiker immer zu tage tritt und gegen jegliches philisterium ankämpft. wir finden in seinen politischen artikeln sehr oft den bierbankpolitiker und -raisonneur; aber in einer zeit, welche auch die zeitereignisse so gerne rein academisch behandelte, ist eine erscheinung wie die seine woltuend wegen der seltenheit. darum kann man die verurteilung durch Gervinus nicht unterschreiben, sondern muss sich trotz H. mehr auf die seite Prutzens schlagen, ohne sich in vermutungen zu verlieren, ob Schubart nur im äufseren oder auch in seinem wesen ähnlichkeit mit Danton verrate. H. beschäftigt sich eingehend s. 352—56 mit derselben und wird dadurch auf die Schubartbildnisse geführt, nennt aber von den 'mehreren' ihm bekannten nur das portrait bei Straufs und bei Sauer, die zeichnung von Schlotterbek steht auch vor der Frankfurter ausgabe von 1787 und ist bei Sauer nicht glücklich widergegeben. das nationale von Schubarts ganzer art tritt natürlich auch in seiner kernigen, oft gesucht kraftvollen sprache zu tage. H. hat im zwölften capitel 'Schubart als publicist und stilist' diese seite gestreift, ohne die sache zu erledigen; er begnügt sich, einige der auffallendsten erscheinungen ohne zusammenhang mit der übrigen litteratur und einige wendungen oder ausdrücke zu sammeln, welche das Grimmsche wörterbuch aufzuzählen unterliefs. damit soll zwar nicht gesagt werden, dass dieser teil nicht viel interessantes enthalte, dem titel des abschnittes entspricht es indes keineswegs. nicht einmal genannt ist Claudius Wandsbecker bote, welcher in ganz ähnlicher sprache wie die Teutsche chronik geschrieben ist. Schubart hat in der ersten zeit den *manirierten Genieton* noch nicht, welcher dann gewählt wird: ist derselbe durch Claudius beeinflusst oder nicht? dass Schubart von Klopstock manches gelernt hat, konnte bei den zusammensetzungen mit *Geist*[1], *Sonne* dargelegt werden, vgl. Würfl s. 27. 69. *durchblitzen* ist gebildet wie *durchblinken* bei Klopstock; über *schöne Seele* konnte H. bei ESchmidt das nötige finden. eine geschichte der nhd. sprache wird Schubart gewis zu Klopstock stellen, aber auch

[1] *wie ein Geist* v. 16 des Kapliedes meint jedesfalls nicht 'aufgelöst, von kummer abgezehrt, körperlos', wie H. s. 372 glaubt, sondern 'bleich wie ein geist', was sich schon aus v. 10 *todtblass* ergibt.

wider gelegenheit haben, die grofse aneignungsfähigkeit Schubarts hervorzuheben. auch als musiker soll Schubart (H. s. 376) diesen character des nachempfindens zeigen und ist so der echte stürmer und dränger, auch diese waren ihrer mehrzahl nach originell — in der nachahmung. mit dem capitel 'Schubart als musiker' schliefst das buch, als anhang folgt eine übersicht über die wichtigsten werke der Schubartlitteratur (welche selbst auf romane bezug nimmt, warum ist dabei Johannes Scherr vergessen?), einige nachträge, endlich eine zeittafel und ein sorgfältiges register.

H. hat mit seiner monographie mancherlei einzelheiten sichergestellt, den stoff gesichtet, vieles angeregt, aber die resultate stehen mit dem umfange seiner arbeit durchaus nicht im verhältnisse; so anerkennenswert H.s bemühen ist, legt man sein werk doch ohne befriedigung aus der hand, während man den reiz des Straufsischen werkes allem detail zum trotz rein empfindet.

Lemberg 20. 2. 86. R. M. WERNER.

Abhandlungen zu Goethes leben und werken von HEINRICH DÜNTZER. Leipzig, EWartigs verlag (Ernst Hoppe), 1885. zwei bände. XVI und 319 ss.; 412 ss. gr. 8°. — à 10 m.

Die neueste publication des unermüdlichen Goetheforschers trägt einen vorwiegend polemischen character. die einzige art der auseinandersetzung mit der jüngeren forschung bleibt für Düntzer die negation. gegen das neue führt er immer wider das alte ins treffen. aber nicht blofs die 'neue schule', auch Loeper und Schröer, selbst die neuesten kunstschriftsteller müssen seinen ausfällen stand halten. es ist ein kampf des einen gegen alle, welcher keineswegs einen erfreulichen anblick gewährt. man fühlt sich bei der oft unglaublich ins breite gedehnten, sich in widerholungen ergehenden polemik an die Xenien erinnert:

Seine meinung sagt er vor seinem jahrhundert, er sagt sie,
Mehrmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

und dennoch! — so ganz ohne einfluss auf Düntzer ist diese 'neue schule', von welcher er s. VII f seines vorwortes ein wahres zerrbild entwirft, denn doch nicht geblieben. man braucht nur seine Abhandlungen aufzuschlagen und findet sofort äufserlich einen bedeutenden unterschied von D.s etwa in den fünfziger oder sechsziger jahren erschienenen schriften. columnenüberschriften lassen auf einen blick bequem übersehen, bei welchem jahre und bei welchem tage sich D.s darstellung befindet; ein personenregister bietet sich zum nachschlagen dar — wie viele schriften und artikel zur Goethelitteratur wären entbehrlich geworden, wenn D. die von ihm herausgegebenen briefwechsel auf ähnliche weise bedacht hätte! und in dem wenigen neuen, was

D. hier zu älteren aufsätzen hinzugefügt hat, macht sich wenigstens das bestreben geltend, den dingen auch von innen her beizukommen und sich nicht mit der blofsen aneinanderreihung und beiläufigen kritik der äufseren zeugnisse zu begnügen. ja noch mehr! auch die polemische methode, so wenig vorteilhaft sie sonst unserem verf. zu gesichte steht, hat wenigstens den einen nutzen mit sich gebracht, dass D. seine gegner um sie zu bekämpfen citieren muss. wir begrüfsen somit in diesem letzterschienenen werke das erste, in welchem die einschlägige litteratur wenigstens einiger mafsen berücksichtigung findet; das erste zugleich, aus welchem man erkennen kann dass sich aufser D. noch andere leute, wenn auch noch so gewissenlos und ungeschickt, mit Goethe beschäftigen.

Die wertvollsten unter den abhandlungen, welche den inhalt dieser beiden bände bilden, scheinen mir übrigens gerade diejenigen zu sein, welche sich von der polemik fern halten: das sind im ersten bande der dritte aufsatz über Charlotte Buff und ihre familie, der vierte über Goethes beziehungen zu Johanna Schopenhauer und ihren kindern; im zweiten bande die erste abhandlung über Goethes beziehungen zu Köln, in welcher widerholt neue quellen, besonders localquellen, von D. herangezogen werden. s. 24 citiert D. aus dem tagebuch JGJacobis, welches er schon früher in der zeitschrift Vom fels zum meer februar 1885 mitgeteilt hat: 'nach tisch giengen wir auf das schloss, dessen wände gröstenteils von berühmten niederländischen und italienischen meistern gemalt sind. schade, dass die malerei der decke fast in allen zimmern allegorisch ist und man den gedanken des malers nur selten erraten kann. die göttin des glücks hat ihr füllhorn und schüttet eine menge von reichtümern, gold, edelgestein, ordensketten, bischofshüte usw. auf die erde, wo jedermann etwas zu erhaschen sucht, die dummen gesichter bekommen das beste, der maler selbst geht leer aus, sieht aber das gewühl der übrigen und ihre schätze mit gleichgültigkeit. immer zu verwundern, doch wird es ihm dadurch leichter, dass er ein artiges weib, ihre hand in die seinige gelegt, neben sich hat.

Mit welcher freude gäb' ich nicht
Ein ganzes horn des überflusses
Für solch ein liebendes gesicht
Und für den segen eines kusses!'

D. bemerkt dazu: 'das ist ganz der graziendichter Jacobi, der sich in ähnlicher weise geäufsert haben wird, von der meisterschaft der kunst nichts verstand.' durch das bild selbst fühlt man sich aber an Goethes kurz vorher entstandenes Erdewallen des künstlers erinnert und an die kunstgedichte des jahres 1774/5 überhaupt. JGJacobi war keineswegs ein freund der Niederländer (vgl. sein urteil über Rubens bei Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse 320), und der graziendichter Jacobi dürfte hier durch Goethe be-

geistert sein, der in dem bilde einen gedanken seiner dichtung widerfand.[1]

Die polemik beginnt in der zweiten abhandlung des ersten bandes: Gretchen. sie richtet sich gegen Scherers Zs. 24, 231 ff vorgetragene hypothesen. seither hat Scherers deutung entschieden eine gröfsere wahrscheinlichkeit erlangt durch den im Goethe-jb. 7, 5 f abgedruckten brief des jungen Goethe an seine schwester Kornelia. dort heifst es: 'so weit von mädchen, aber noch eins, hier habe ich die ehre keines zu kennen, dem himmel sey dank! cor pejus. . . . [es folgt eine reihe mit absicht ganz undeutlich gekritzelter buchstaben]. . . . mit jungen schönen W — doch was geht das dich an, fort! fort! fort! genug von mädchen.' mit dem buchstaben W verbindet Goethe also unangenehme erinnerungen aus der Frankfurter zeit, welche er sich aus dem sinne schlägt und die deutlich auf ein mädchen zurückzuführen sind. sollen wir neben der Gretchenaffaire noch eine zweite ebenso trübe erfahrung annehmen? dazu zwingt uns nichts und die identificierung der W — mit Gretchen gewinnt an wahrscheinlichkeit.

Die polemik des zweiten bandes wendet sich hauptsächlich gegen die ausdeutung von dichtungen des jungen Goethe auf bestimmte persönlichkeiten. jedermann gibt zu dass damit eine wunde stelle der Goethe-forschung berührt wird. es gibt dichtungen, welche bis jetzt in keiner anderen hinsicht beleuchtet worden sind als in bezug auf ihre modelle, und an welchen doch noch manches andere erwägung verdient hätte. das gilt vom Satyros: bei welchem meines wissens noch niemand an Shakespeares Kaliban erinnert hat, welcher Goethe den mut gegeben hat, ein solches halbtier einzuführen. das gilt noch mehr vom Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. hier besteht eine lange litterarische tradition, welche noch gar nicht beachtet worden ist: der Hamburger jahrmarkt, das beliebte volksstück von Prätorius, macht den anfang (Gaedertz, Das nd. drama 1, 130 ff); dann ist der stoff in den operetten beliebt; vgl. Gotters Dorfjahrmarkt (Minor, Weifse 196); noch Schiller hat in der militäracademie einen Jahrmarkt geschrieben. dann das stück von Wend Der jahrmarkt von SGermain und Die marionettenbude oder der jahrmarkt zu Grünwald, Salzburg 1797, welches RMWerner aufge-

[1] zu dem tadel, welchen der 'herr' in Künstlers erdewallen über das portrait seiner frau ausspricht (DjG 3, 201 f), und zu dem kunstgedichte Kenner und künstler (aao. 3, 168) vgl. man die fabeln von De la Motte II buch, 4 fabel Le portrait. ein herr hat sich malen lassen; aber die kenner *(connoisseurs)* tadeln an diesem und jenem; der künstler rät ihm, seinen eigenen kopf durch das bild zu stecken; er tuts, aber wider rufen die kenner *ce n'est point du tout lui, vous l'avez pris à gauche* (vgl. DjG 3, 168 'allein die linke seite nicht ganz gleich der rechten'); der kopf antwortet: *vous vous trompez ... c'est moi.* auch in Deutschland war die kunstrichterfabel (siehe Studien zur Goethephilologie 52 f) beliebt. Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik nimmt besonders die kenner aufs korn.

funden hat. jahrmarktstypen zeichnet auch mit vorliebe der Halberstädter Klamer Schmidt. in den von seinem sohne und schwiegersohne 1826 herausgegebenen Auserlesenen werken findet man 1, 406 ff 'gesänge aus einer komischen operette: Der jahrmarkt zu Halberstadt, der geburtsfeier der gräfin Anna Stolberg gewidmet', am schlusse ein Tyroler duett, in welchem (wie schon bei Prätorius) das leben einem jahrmarkt verglichen wird; nach dem inhaltsverzeichnis aao. 1, 528 im jahre 1786 entstanden. in derselben sammlung 1, 434 f ein gedicht Der jahrmarkt des lebens (aus dem jahre 1802, aao. 529); und 1, 440 Jahrmarktslied einer Tyrolerin (aus dem jahre 1803, aao. 529). auch in betreff der Claudine von Villabella ist Wilmanns dem hinweis der Allgemeinen deutschen bibliothek auf eine spanische novelle, unter welcher er die Don Juansage verstehen will, nicht, wie er versprochen (Im neuen reich 1878 nr 13 s. 499), nachgegangen; Biedermann (Forschungen 1, 25 ff) verweist im allgemeinen auf die Shakespeareschen lustspiele! mir scheint besonders das gestörte nächtliche rendez-vous auf den einfluss von Viel lärm um nichts zu deuten. in bezug auf die Stella hat D. in der vierten abhandlung des zweiten bandes die litterarische tradition ganz ignoriert, vermutlich weil ein schüler Scherers die mittelglieder zwischen der Miss Sara Sampson und Stella aufgezeigt hat: ich weifs aber nicht, ob man als ernster forscher die willkür so weit treiben und stücke aufser acht lassen darf, welche wie Weifses Amalie während Goethes aufenthalt in Leipzig zuerst auf der bühne erschienen sind oder wie Weifses Grofsmut für grofsmut dem jungen Goethe 'auf längere zeit zu denken' gegeben haben.

Dass unter den personen des Satyros und des Jahrmarktsfestes würkliche personen zu verstehen sind, hat man bekanntlich auf Goethes eigene angabe hin (in Dichtung und wahrheit) behauptet. D., welcher überall den ernsten und besonnenen forscher herauskehren will, schlägt die autorität Goethes einfach in den wind. meine meinung ist, dass Goethen bei der conception und ausführung allerdings bestimmte personen vorgeschwebt haben, dass er aber an den figuren des Satyros und an dem bilde des jahrmarktes auch ein selbständiges künstlerisches interesse hat, welches ihn reizt dieselben bis ins einzelne auszuführen. der Satyros enthält so meiner meinung nach züge, die ihm als halbtier, ohne rücksicht auf sein vorbild zukommen; in den Jahrmarkt werden, um das bild vollzumachen und in den rahmen einer wenn auch dürftigen dramatischen handlung zu bringen, figuren aufgenommen, welche keine satirische bedeutung haben. eine ausdeutung bis ins kleinste und einzelne halte ich deshalb für unmöglich. wer aber wie D. ein für allemal verwehren will, die satirische bedeutung dieser kleinen epigramme aufzusuchen, der fördert nicht, sondern hindert das verständnis der Goetheschen dichtungen.

Dass im Jahrmarktsfest bestimmte beziehungen zu suchen sind, ist durch drei zeugnisse verbürgt: durch das zeugnis Karolinens, welche ausdrücklich sagt dass Goethe die person Leuchsenrings darin aufgeführt habe; durch das zeugnis Mercks, welcher im briefe an Nicolai unbekannte personen 'aus unserem kreis' dadurch betroffen erklärt; und endlich durch Goethes eigenes zeugnis in Dichtung und wahrheit, welcher ausdrücklich erklärt, unter den masken seien würkliche, in jener societät lebende glieder oder ihr wenigstens verbundene und einiger mafsen bekannte personen gemeint. wie behandelt D. diese zeugnisse? in dem briefe Karolinens soll ein anderer Jahrmarkt in versen gemeint sein: von welchem keine spur erhalten ist und der in jener zeit unendlich reicher und bunter production gewis das einzige thema wäre, welches Goethe zweimal nach einander behandelt hätte! bei dem Merckschen briefe nimmt er an den worten 'aus unserem kreis' anstofs, weil ja Goethe in Dichtung und wahrheit von dem Frankfurtischen kreise rede: als ob sich die Frankfurter Goethe und Schlosser bei dem nahen und innigen verkehre mit den Darmstädtern nicht als einen kreis hätten denken können! und wenn Merck Nicolai gegenüber von 'unkannten personen' redet, so verschmäht D. widerum die nächstgelegene erklärung: dass Merck ihm nämlich nicht die wahrheit gesagt, weil er den spürhund Nicolai, der um jeden preis mit Goethe anzubinden suchte, abhalten wollte in dem litterarischen jahrmarkt nach seiner eigenen person zu suchen. das schwerwiegende zeugnis Goethes aber kommt für D. gar nicht in betracht.

RMWerner in der Zs. f. d. österr. gymn. 1881 s. 52 hat bereits auf eine recension in der Allgemeinen deutschen bibliothek hingewiesen (xxvi 203 ff), welche intime kenntnis der satirischen beziehungen des Jahrmarktes glauben machen will. es heifst dort erst: 'man merkt die anspielungen bald, wenn der könig Ahasverus mit seinem minister Hamann sich unterredet' . . . .; und dann: 'der schattenspieler, welcher wie H[erder] in der Allerältesten urkunde ruft: lichter weg, mein lämpchen nur!' der oft bewährte Nicolaiforscher schreibt diese recension einfach Nicolai zu, weil sie mit N unterzeichnet ist. nach dem Partheyschen verzeichnisse würde die chiffre auf Petersen, den Darmstädtischen prinzenerzieher, weisen, wodurch die stelle stärker ins gewicht fiele.

Die ausführlichste polemik widmet D. den ausdeutern des 'Satyros'. für mich kommen bei diesem folgende puncte in betracht: 1) Satyros ist eine verkörperung der Rousseauschen idee vom urmenschen; daran kann nach den parallelen, welche Wilmanns aus Wielands Beiträgen beigebracht hat, kein zweifel sein. 2) er ist nicht blofs der urmensch selber, sondern auch verkünder und vertreter der lehre vom urmenschen, prediger des naturevange-

liums. 3) Satyros ist mit tierischer sinnlichkeit ausgestattet, als verführer und betörer der mädchen dargestellt. aber der dichter behandelt ihn ohne die moralische entrüstung, welche D. so lächerlich ansteht, wenn er dieses product der phantasie 'den gemeinsten lumpen' oder einen 'durchtriebenen lumpen' nennt und ihn ohne das geringste verständnis für den 'guten humor' der dichtung fast so schlimm behandelt wie seine litterarischen gegner. bei Goethe handelt Satyros blofs wie es seinem tierischen instincte entspricht und die ironie des dichters wendet sich nur gegen jene, welche ihm glauben und es anders von ihm erwarten. endlich 4) zur betörung der mädchen kehrt Satyros die entgegengesetzte seite heraus: hohe und erhabene gedanken sind ihm nicht fremd, seine worte klingen widerholt an den Faust an, aber er misbraucht sie zu sinnlichen zwecken. Satyros ragt aus der tierheit hoch in die geistigen regionen hinauf, wie andere gestalten Goethes aus der geistigen region tief in der sinnlichen wurzeln.

Es fragt sich nun, ob wir überhaupt eine bestimmte person suchen dürfen, die dem drama zu grunde liegt. an dem deutlichen sinne der worte Goethes in Dichtung und wahrheit, welche den Satyros neben dem Pater Brei aufführen, kann nur D. hartnäckig zweifeln. die interpretation der stelle in Dichtung und wahrheit legt uns zwei fragen zur beantwortung vor: 1) die frage, ob alles, was Goethe vom Pater Brei sagt, auch vom Satyros gelten muss; ob wir also auch in ihm einen reisenden, ohne besondere talente, der einfluss in den familien sucht usw., finden müssen. es erscheint aber keineswegs zwingend notwendig, dass sich alle züge des Pater Brei, von welchem Goethe selbst den Satyros durch den zusatz 'tüchtigern und derbern' unterscheidet, in ihm widerfinden. 2) die frage, ob wir die worte 'wo nicht mit billigkeit, doch wenigstens mit gutem humor' im strengsten sinn und also als deutliches bekenntnis dafür nehmen dürfen, dass Goethe sich bewust war, jemand unrecht getan zu haben. wer auf den stil von Dichtung und wahrheit achtet, dem ist das letztere nicht sofort und ohne zweifel klar. denn Goethe liebt es gerade hier, einen absatz, oder eine periode voll ausklingen zu lassen, indem er unmittelbar vor dem abschluss, dem verbum, eine retardierende wendung, am liebsten in der disjunctiven form 'wo nicht . . ., so doch' udgl. anbringt. es wäre nicht unmöglich dass die besprochenen worte auch hier blofs einem stilistischen zwecke dienten. aber die epitheta 'tüchtiger und derber', welche vorausgehen, legen es näher, die worte im prägnantesten sinn zu nehmen: Goethe will damit offenbar dem einwand begegnen, der sich dem leser sofort aufdrängt: dass er nämlich den 'tüchtigern und derbern' dennoch in ähnlicher weise vorgeführt habe.

Wenn wir nun würklich nach einer bestimmten person

suchen dürfen, so ist die auswahl bedeutend kleiner geworden, seitdem wir den Satyros genau datieren können. Kaufmann, Heinse und selbst Basedow kommen chronologisch nicht mehr in betracht. Herder dagegen stimmt zu allen puncten, welche oben angesetzt wurden, und er allein stimmt zu allen puncten. er hat die Rousseausche lehre vom urmenschen und urzustande in Deutschland vertreten; er hat allenthalben für die sinnlichkeit gegenüber der abstraction, für das gefühl gegenüber dem erkennen das wort ergriffen; er allein bietet uns ferner die sublimen züge, welche dem Satyros eigen sind. Goethe, indem er Herder als Satyros darstellt, bedient sich nur des alten vorrechtes der satire, das höchste aufzugreifen und von seiner niedrigsten seite darzustellen. nach dem, was ich oben als meine meinung ausgesprochen habe, ist dabei eine ausdeutung jedes einzelnen zuges des Satyros auf Herder nicht erforderlich: unter der hand gewann die figur des Satyros selbständiges künstlerisches leben und eine freie bildung. den einzelheiten der Schererschen ausdeutung vermag ich nicht überall zu folgen.[1]

Ich lasse mich auf D.s polemik gegen Urlichs und Scherers aufsätze über die Stella nicht weiter ein und ergreife nur noch in eigener sache das wort. D. bekämpft 2, 192 die voraussetzung Scherers, dass Goethe vor dem erscheinen der Ältesten urkunde von Herders auslegung derselben etwas erfahren hätte, und bedient sich dabei der worte: 'aber das von Schröer hier angewandte mittel ist ja von Scherer längst in gebrauch genommen und von seinen gefügigen schülern Minor und Sauer trotz seiner abenteuerlichkeit gepriesen worden.' und 2, 214 anmerkung: 'Scherers schüler Minor und Sauer haben dies (den nachweis, dass Goethe bestimmte äufserungen über die Älteste urkunde schon in Strafsburg aus Herders munde erfahren haben könnte) noch weiter getrieben, ohne irgend etwas dieser art beweisen zu können.'

D. hätte aus dem Goethe-jb. 1, 115 ersehen können dass Scherer den einfluss Herders auf Goethe weit geringer anschlägt als ich. mein aufsatz über Herder und den jungen Goethe ist durch keine äufsere rücksicht veranlasst, von niemandem angeregt und eingegeben, sondern, als ich den einfluss Herders auf die lyrik Goethes untersuchte, selbständig aus dem studium Herders hervorgegangen. D. ist mir ein viel zu wenig vornehmer und auch zu wenig ehrlicher gegner, um mich ihm gegenüber näher auszusprechen. in den Academischen blättern 1, 41 hat er unseren Studien den folgenden vorwurf gemacht: 'das hochzeitlied findet sich schon im liederhefte der Oeser, was frei-

[1] band 2 s. 246 betrachtet es D. als unerwiesen, dass Burkhard Waldis Goethe bekannt gewesen ist. erwähnt hätte dabei wenigstens werden müssen, dass die Frankfurter gelehrten anzeigen (neudr. 6, 14 f) in der besprechung von Zachariäs Fabeln und erzählungen in Burkhard Waldis manier sich mit dem stil des alten fabulisten sehr vertraut zeigen.

lich Minor-Sauer nicht abgehalten hat, es für eines der 1769 auf die hochzeit von Anna Schönkopf versuchten hochzeitlieder zu halten.' ich habe hierauf aao. 1, 117 als tatsächliche berichtigung abdrucken lassen, dass sich das erwähnte lied nicht in dem liederhefte der Oeser findet; dass also der eigentliche vorwurf D.s 'was freilich . . . nicht abgehalten hat' ganz unbegründet ist. und was gibt D. darauf für eine 'antwort'? er beginnt sie folgender mafsen: 'freilich sollte statt des liederheftes des nachlasses von Friederike Oeser gedacht sein, aber an der sache ändert das kaum etwas'; und nun führt er des weiteren aus, was RMWerner schon drei jahre früher erwiesen hat.[1] freilich! freilich? man denkt an Marinellis 'ja wol'. wenn man jemandem mit unrecht eine nachlässigkeit vorgeworfen und nur selber eine begangen hat, entschuldigt man sich da mit einem 'freilich' — aber wer wird mit D. über ein wort rechten wollen!

D. behauptet dass wir in bezug auf den persönlichen einfluss Herders nichts hätten beweisen können, dass eine mündliche tradition von Herder auf Goethe nicht verbürgt sei. hier mein gegenbeweis in paragraphen gegliedert, welche widerlegt zu werden verlangen.

1) Goethe selber sagt in Dichtung und wahrheit dass alles, was Herder allmählich ausgeführt hätte, in ihrem Strafsburger commercio wenigstens im keime angedeutet worden sei.

2) Goethe verzeichnet in den Ephemeriden (DLD xiv 15, 3) den satz: 'wer in einer fremden sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer der in einem fremden hause wohnt' (vgl. Briefe aus der Schweiz, Hempel 16 band, s. 236). ein ähnliches bild in Hamanns Kreuzzügen des philologen (Roth 2, 130 f) und dasselbe bild in Herders Fragmenten (Suphan 1 400 ff, besonders 404 und 405), wo der dichter in seiner eigenen sprache hausherr genannt wird. die Herderschen stellen gehören zu dem capitel, wie gedanke und empfindung den ausdruck bildet. die Fragmente Herders hat Goethe erst in Wetzlar (DjG 1, 309) gelesen und dann gerade bei dem capitel mit beifall verweilt, welches den obigen gedanken ausführt. wir haben also nur die wahl, anzunehmen dass die aufzeichnung in den Ephemeriden nach dem briefe DjG 1, 308 f geschehen ist; oder dass Goethe den gedanken mündlich von Herder erfahren und aufgezeichnet hat.

3) die bei Schöll, Briefe und aufsätze[2] s. 21 ff abgedruckten briefentwürfe enthalten, wie ich in den Studien zur Goethe-philologie s. 82 anm. bis zur evidenz nachgewiesen habe, gedanken wörtlich oder in umschreibungen, welche Herder über die bil-

[1] die im Goethe-jb. bd. 7 gedruckten briefe haben übrigens meine verteilung der lieder des ältesten liederbuches in die Leipziger und Frankfurter zeit (bis auf den seiner zeit schon von Werner widerlegten irrtum) völlig bestätigt! ich habe keines der lieder, deren Leipziger ursprung nun feststeht, nach Frankfurt verlegt und den Wahren genuss mit recht nach Leipzig verwiesen.

dende kunst längst ausgebildet hatte. er hat dieselben im vierten kritischen wäldchen niedergelegt, welches im manuscript damals bereits vorhanden war; ferner in der Plastik, an welcher er in Frankreich und Strafsburg arbeitete. gedruckt wurden sie zuerst in dem jahre 1778 in der schrift Über erkennen und empfinden und in der Plastik. wir haben nur die wahl zwischen der annahme, dass die briefentwürfe in die zeit nach 1778 fallen (und diesen beweis wird D. kaum antreten wollen) oder dass Goethe die ideen der Plastik, einer noch nicht publicierten schrift, bereits in Strafsburg kennen lernte.

4) Goethe schreibt in dem citierten briefe DjG 1, 308 an Herder: 'wenn ich nur überall herumspaziert bin, überall nur dreingeguckt habe, nirgends zugegriffen. drein greifen, packen ist das wesen jeder meisterschaft. Ihr habt das der bildhauerei vindiciert und ich finde dass jeder künstler, so lange seine hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. es ist alles so blick bei Euch, sagtet Ihr mir oft. jetzt versteh ichs, tue die augen zu und tappe.' wo hat Herder das der bildhauerei vindiciert? zuerst im vierten kritischen wäldchen, welches bis anfang unseres jhs. manuscript geblieben ist; dann 1778 in der Plastik. Goethe kennt also die ideen dieser beiden schriften, noch ehe sie erschienen sind, und er beruft sich ausdrücklich auf Herders mündliche unterweisung ('Ihr habt das ... vindiciert', 'sagtet Ihr oft'). er schliefst mit einem nicht eben nahe liegenden citate ('ich muste beten, wie Moses im koran: herr mache mir raum in meiner engen brust'), welches gewis dem orientalisten Herder näher lag als dem jungen Goethe, und welches auch Herder in der Plastik (Hempel 17, 265) uö. anwendet.

Diese gründe gestatten mir wol, so lange sie nicht widerlegt sind, der hoffnung zu sein, dass wenigstens 'etwas dieser art' als bewiesen gelten darf. D. zu überzeugen kann ich freilich nicht hoffen und verzichte auch auf seine zustimmung.

Man gestatte mir auch einmal von der untugend gewisser recensenten gebrauch zu machen, welche anzeigen dazu benutzen, um kleine notizen an den mann zu bringen.

Zu den Frankfurter gelehrten anzeigen habe ich ein äufseres zeugnis aus Knebels nachlass (II 119) schon an anderem orte nachgetragen. hier ist ein weiteres. Unzer an Mauvillon, Wernigerode den 19ten juli [1773]: 'haben Sie die vortrefflich launigte kritik unserer briefe in den Frankfurter gelehrten anzeigen gelesen? sie ist höchst vorteilhaft für uns, und verrät einen denkenden kopf. forschen Sie doch den verfasser aus' (Mauvillons briefwechsel oder briefe von verschiedenen gelehrten an den in herzogl. Braunschweigischen diensten verstorbenen oberstlieutenant Mauvillon gesammelt und herausgegeben von seinem sohne FMauvillon, Deutschland 1801, s. 36).

In demselben briefwechsel finden sich folgende, freilich

dunkle erwähnungen Plessings (vgl. Düntzer, Aus Goethes freundeskreise 343 ff; Schäfer in Prutzs Deutschem museum 1861 I 665 ff). s. 105 Diez an Mauvillon, Magdeburg am 16 august 1774: 'haben Sie denn etwa einer angelegenheit halber an einen gewissen Plessing in Wernigerode geschrieben? selbiger soll die hofrätin Unzern zu sprechen verlangt haben, wegen eines briefes, den er von Ihnen empfangen hätte, er ist aber nicht vorgelassen worden, welches wol seine gründe haben mag. ist das gegründet? und durfte ich Ihr anliegen nicht wissen?' . . . s. 113 Magdeburg am 5 juni 74(?): 'Ihre auskunft wegen Plessing ist mir angenehm. für gewis habe ich nicht behauptet, ob er einen brief von Ihnen erhalten zu haben vorgegeben hat. Unzers gewesener aufwärter, als er neulich hier war, wollte es mir berichten und dieser mensch kann vielleicht falsch gehört haben. mich schien aber ein gewisser argwohn darin zu bestärken, den ich auf Pl . . . geworfen hatte.'

In den Grenzboten 1884 nr 38 habe ich einen unbekannten aufsatz Goethes abdrucken lassen. das Litt. centralblatt (1884 sp. 1430) hat mir den vorwurf gemacht, einen bereits bei Hirzel verzeichneten den lesern als einen unbekannten aufoctroiert zu haben. aber das Hirzelsche verzeichnis erwähnt nicht diesen aufsatz allein, sondern das ganze programm der Litteraturzeitung vom jahre 1809, von welchem der erwähnte aufsatz einen teil bildet. es liegen sichere gründe nicht vor, aus welchem man Goethe das ganze programm zuschreiben dürfte. die echtheit eines teiles sicher zu stellen, darf also wol versucht werden; oder wollen wir uns auch bei den Frankfurter gelehrten anzeigen ein für alle mal damit begnügen, was Hirzel verzeichnet hat und was nicht? meine beweisführung beruht auf der voraussetzung, dass d'Alton im jahre 1809 mit Goethe verkehrt hat und von der autorschaft des artikels sichere kenntnis haben konnte. aus dem Briefwechsel Goethes mit Reinhard (s. 176) kann ich jetzt nachtragen dass d'Alton würklich im jahre 1809 mit Reinhard bei Goethe speiste. über d'Alton vgl. aufserdem Düntzer, Zur deutschen litteratur und geschichte, ungedruckte briefe aus Knebels nachlass (Nürnberg 1858) I s. XXV und II 201 ff und KHillebrands Zeiten, völker und menschen II.

In dem eben erschienenen ersten bande der Schriften der Goethe-gesellschaft (s. 42) schreibt frau rat: 'himmel und erde, wenn ich nur auf diese zeit die fee Urgande wäre — was sollte mein haus vor ein palast seyn.' dazu bemerkt der herausgeber s. 134: 'vielleicht hatte die frau rat kurz vorher des grafen von Tressan in demselben jahre erschienene Traduction libre d'Amadis de Gaule gelesen, worin die mächtige fee Urgande eine grofse rolle spielt (RKöhlers mitteilung).' ich glaube, sie kannte die fee Urgande aus den schriften des gevatters Wieland: wo die fee (Hempels ausgabe) 4, 76; 11, 158 und in Iris und Zenide (1771)

s. 42, Der neue Amadis (1771) 2, 184 vorkommt; Wieland seinerseits kennt sie natürlich (vgl. 12, 266) aus dem Amadis. den teufel zu verschlucken, ohne ihn lang zu begucken rät Wieland (Hempel) 4, 97. [in betreff des Jahrmarktsfestes möchte ich doch, da man bisher blofs die Frankfurter messen in betracht gezogen hat, auch an die Strafsburger messen erinnern. die schilderung derselben Im neuen reich 1874 II 570 ff hebt besonders die beteiligung der deutschen wie der französischen Schweiz an den Strafsburger messen hervor. sollte nicht Marmotte darauf zurückgehen? die ausfälle auf den 'jahrmarktströdel der zeitgenössischen litteratur' bei Herder (Haym 2, 756) verdienen beachtet zu werden. — Daphne in Tassos Amint I lässt unsere einfachen vorfahren das wasser für süfses getränk und eicheln für liebliche speise erklären: ähnlich wie der Satyros rohe kastanien für einen köstlichen frafs. 4. I. 87.]

Wien, mitte juli 1886. MINOR.

Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische bekenntnisse des dichters. von dr HERMANN BAUMGART, prof. an d. univ. Königsberg i. Pr. Halle, Waisenhaus, 1886. 98 ss. 8°. — 1,60 m.

B. sieht in den Weissagungen des Bakis nicht nur 'eine der bedeutsamsten und gehaltvollsten dichtungen' Goethes, 'recht aus der tiefe seines wesens geschöpft', sondern auch, wie aus jeder zeile seiner untersuchung hervorgeht, ein planvolles, organisches, einheitlich gedachtes und entstandenes ganzes, in dem Goethe einmal über seine stellung zu den grofsen, die zeit bewegenden, politischen fragen auskunft gibt, dann aber auch über seinen dichterischen beruf, die würkung seiner poesie auf das publikum, sein verhältnis zu ihm und anderes mehr rechenschaft ablegt. — dieser auffassung widerstreiten aber sehr entschieden die eigenen zeugnisse Goethes über die spruchsammlung, soweit wir sie bis jetzt kennen. als ihr druck eben vorbereitet wurde, schrieb Goethe (am 20 märz 1800) an AWSchlegel: 'die Weissagungen des Bakis sollten eigentlich zahlreicher sein, damit selbst die masse verwirrt machte. aber der gute humor, der zu solchen torheiten gehört, ist leider nicht immer bei der hand.' — diese wenigen worte geben so reiche auskunft über den character der ganzen sammlung, dass es schwer zu begreifen ist, wie man in ihr, so wie sie vorliegt, etwas anderes hat sehen können als ein product schalkhafter laune, das aus sehr verschiedenen elementen zusammengesetzt ist und neben würklich tiefsinnigem und erhabenem auch minderwertiges, ja triviales enthält. denn sie lehren doch zunächst, wie der satz: 'damit selbst die masse verwirrt machte' aufs deutlichste beweist, dass Goethe mit bewustsein darauf ausgieng, das publikum zu verwirren, und dass

er zu diesem zwecke verschiedene innere mittel anwandte. sie lehren ferner, indem sie die anzahl der sprüche als etwas zufälliges, durch die laune oder den zustand des dichters bestimmtes erscheinen lassen, dass sie durchaus kein in sich abgeschlossenes, organisches ganzes ausmachen; und sie lehren endlich durch die bezeichnungen 'humor' und 'torheiten', dass man vielleicht nicht allzu sehr irrt, wenn man annimmt, die sammlung enthalte z. t. geradezu unlösbare rätsel, sodass die erstrebte humoristische würkung auch darin zu suchen wäre, dass der dichter durch seine worte zu einer lösung anregt, diese selbst aber nicht zu finden ist. — das zweite zeugnis, in dem Goethe sich über die Weissagungen ausspricht, steht mit dieser auffassung durchaus im einklang. als ihm im jahre 1827 eine handschriftliche deutung der sammlung aus Wien zugegangen war, schrieb er an Zelter: 'die deutsche nation weifs durchaus nichts zurechtzulegen, durchaus stolpert sie über strohhalmen. so quälen sie sich und mich mit den Weissagungen wie früher mit dem hexeneinmaleins und so manchem anderen unsinn, den man dem schlichten menschenverstande anzueignen gedenkt.' —

Auch sind die mittel, mit denen Goethe die humoristische würkung zu erreichen suchte und in denen sich seine schalkhaftigkeit äufsert, noch sichtbar genug, so wenig man auch über inhalt und bedeutung der sprüche im reinen ist. sie sind natürlich sehr verschiedener art. zunächst bemerkt man dass der dichter der interpretation absichtlich schwierigkeiten in den weg legt, wie der vierte spruch, welcher von der metamorphose eines schwanes in eine jungfrau ausgeht und diese ausführlich darstellt, aufs deutlichste zeigt. ist das thema an sich schon bizarr genug, so erwächst dem verständnis noch daraus eine besondere schwierigkeit, dass nach zwei mit *wenn* eingeleiteten bedingungssätzen ein anderer ihnen paralleler ohne conjunction folgt, der die wortstellung der frageform hat dh. genau dieselbe, wie der ihm unmittelbar folgende nachsatz der ganzen hypothetischen periode. auf diese weise stehen zwei völlig gleich gebaute sätze neben einander, von denen der eine vorder-, der andere nachsatz ist, während die anderen jenem parallelen vordersätze von ihm durch die form unterschieden sind:

Wenn sich der hals des schwanes verkürzt und, mit menschengesichte,
sich der prophetische gast über den spiegel bestrebt;
lässt den silbernen schleier die schöne dem nachen entfallen,
ziehen dem schwimmenden gleich goldene ströme sich nach.

auf ähnliche art sind im neunten spruch so zu sagen fallen gelegt. wie im vierten gehen dem nachsatz einer bedingung drei vordersätze voran. diese sind aber durchaus nicht gleich gebaut, sondern die beiden ersten haben die gewöhnliche wortstellung des hauptsatzes und erst der dritte ist seiner structur nach ein

conjunctionsloser conditionalsatz, während dem sinne nach alle drei bedingungssätze sind (vgl. spruch 9).

Aber der vierte spruch ist auch sonst noch bezeichnend für den schalkhaften character der ganzen sammlung. er steht am schluss der ersten einleitenden sprüche und bedeutet doch wol — ich bemerke dass er auf dem mythus von den schwanenjungfrauen beruht, den Goethe zb. aus Musaeus märchen Der geraubte schleier wol gekannt haben wird —, er bedeutet also zunächst folgendes: zeigt etwas seine wahre gestalt, dann findet sich der goldene strom, der gewinn. auf die distichen übertragen heifst das: hat man unter der sonderbaren hülle die würkliche bedeutung der sprüche erkannt, dann wird man auch gewinn davon haben, was besonders neckisch ist, wenn man bedenkt dass bei einigen der gedichte die würkliche bedeutung nicht zu erkennen, bei anderen wider, wie zb. beim neunten der sinn nichts weniger als tief ist. — der spruch kann aber auch ganz allgemein bedeuten: die enthüllung des wahren an sich bringt gewinn, und braucht dann nicht in der art eines motto als hinweis für die auffassung der folgenden gedichte zu gelten. ich will damit nur sagen dass der spruch vielfacher deutung fähig ist und bemerke dass er diese eigenschaft mit manchen seiner genossen teilt. deutlich liegt hierin eine bewuste intention des dichters. —

Auch in der anordnung der sprüche hat Goethe seinen humor walten lassen. wenigstens kann ich nur humor darin erblicken, wenn er an das doppeldistichon 19, das den ewigen fluss alles seienden oder vielmehr werdenden in einem der bewegung des meeres entlehnten bilde darstellt, einen spruch anknüpft, der von der — flatterhaftigkeit eines leichtfertigen mädchens handelt und den reizenden schluss hat: *ach, dass der unbestand immer das lieblichste bleibt!* — oder sollte die contrastierung des grofsen weltgesetzes von der unbeständigkeit alles seienden mit der beweglichkeit eines leichten frauenherzens nicht auf einer humoristischen absicht beruhen? —

B. ist freilich von dieser auffassung weit entfernt. er sieht in der sammlung, wie gesagt, die tiefste aller Goetheschen confessionen und bemüht sich auch das eingehend zu beweisen. aber zu welchen consequenzen drängt ihn nicht sein standpunct! was muss er ihm für opfer bringen! schon die symmetrische gruppierung, die er für die sprüche annimmt, 4. 10. 4. 10. 4 ist unmöglich. darnach müsten nämlich spr. 17 und 18 einleitender natur sein, was niemand zugeben wird, der sie mit den würklich einleitenden spr. 15 und 16 vergleicht. — der hauptvorwurf aber, den man B. zu machen hat, ist der, dass er da, wo er würklich eine richtige erklärung gefunden hat, die bedeutung des betr. spruches viel zu eng fasst. er muss das freilich tun, weil sonst seine absicht, aus den sprüchen einen organisch fort-

laufenden gedankengang zu entwickeln, undurchführbar ist, aber er hätte doch sehen müssen dass sich das mit dem character der Goetheschen spruchweisheit sehr wenig verträgt und dass Goethe mit vorliebe von einem engen puncte, einer einzelheit ausgeht, von da aus aber einen ausblick in die ganze welt und ihr getriebe eröffnet. — doch die anzahl dieser richtigen erklärungen ist nicht einmal grofs, vielmehr stofsen wir auf eine reihe höchst bedenklicher deutungen. denn sollte es würklich möglich sein dass, wie B. für den 6 spruch will, unter dem wandernden fürsten, der auf kalter schwelle schläft, um den Ceres stille verflechtend den kranz schlingt, vor dem die hunde, wenn er ruht, verstummen sollen, dass unter diesem der 'nationalitäts-gedanke' zu verstehen sei? oder sollte Goethe, wie B. für den 12 spruch voraussetzt, würklich im stande sein 'die republikanische staatsform' mit den worten zu haranguieren: *mächtig bist du! gebildet zugleich, und alles verneigt sich, wenn du mit herlichem zug über den markt dich bewegst* usw.? ich glaube es nicht, vielmehr meine ich dass eine derartige methode der personification völlig aufserhalb des Goetheschen geschmackes lag. — ganz absurd aber ist B.s deutung der sprüche 29 und 30 und es ist unbegreiflich, wie B. einer solchen blasphemie sich schuldig machen kann, um so unbegreiflicher, als diese erklärung im grellsten widerspruch steht mit der gesammtauffassung der sammlung, nach welcher ihr doch der erhabenste character eigen ist. und wie sollte wol Goethe auf den wunderlichen einfall geraten, den begriff der popularität mit dem worte 'liebe des knaben' bezeichnen zu wollen, und wie sollte ferner dieses eines sein, 'das auf die scheitel gestellt' eben jenes zusammengesetzte wort ergibt, das 'an den schwärzesten schatten der verirrung der antiken welt erinnert'? —

B. macht den früheren commentatoren widerholt den vorwurf, dass sie sich in den meisten fällen damit begnügten, das bild zu verstehen, und dass sie sich zu sehr an den wortlaut des jeweiligen bildes hielten. mit jenem allein ist freilich die erklärung nicht erschöpft, dieses aber bleibt doch grundbedingung für jede deutung einer bildlichen darstellung in der poesie, und wenn B. diesem gesetze nicht gefolgt ist, so hat er das eben auf kosten einer richtigen interpretation getan. seine erklärung von spr. 10 zeigt das deutlich:

Einsam schmückt sich zu hause mit gold und seide die jungfrau;
nicht,[1] *vom spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche kleid.*
tritt sie hervor, so gleicht sie der magd; nur einer von allen
kennt sie; es zeiget sein aug' ihr das vollendete bild.

mag man den spruch nun deuten wie man will, so viel ist doch sicher, dass in ihm nur von einer jungfrau die rede ist, von

[1] so etwa muss man nach B. interpungieren, der im gegensatz zu allen anderen erklärern das *nicht* zu *fühlt* gehören lässt und nicht zu *belehrt*.

einer jungfrau, die zu hause gold und seide anlegt, trotzdem aber, wenn sie hervortritt dh. aufserhalb des hauses, nur einer magd gleicht. wenn nun aber B. den spruch auf die liberté bezieht, so wird er dem bilde untreu, indem er entweder statt einer jungfrau zwei annehmen muss oder Goethe völlig aus der lebendigen anschauung herausfallen lässt. er sagt nämlich: der erste pentameter meint die theoretische abstraction des freiheitsbegriffes, 'die schimmernd, gleifsend, aufs herlichste geschmückt ist'. der zweite dagegen den begriff der echten freiheit, welche 'unauflöslich an die beschränkung gebunden ist' und in so fern einer magd gleicht. kann nun, wenn man die begriffe personificiert, die theoretische abstraction identisch sein mit der practischen verwürklichung? und gesetzt, diese soll aus jener hervorgegangen sein, kann der dichter von ihr sagen, dass sie bei ihrem hervortreten einer magd gleicht? höchstens könnte jemand in der meinung, dass diese abstraction bei ihrer übersetzung ins practische nach und nach ihren schimmer verliert, sagen: sie wird eine magd, unmöglich aber: sie gleicht einer magd. in dem augenblick, wo sie hervortritt, ist sie doch noch 'schimmernd und gleifsend' und erst allmählich in der rauhen schule des lebens verliert sie ihren schmuck. die deutung schliefst aber noch eine andere, unmögliche voraussetzung in sich, die nämlich, dass Goethe so hochmütig gewesen sein soll anzunehmen, nur Bakis, dh. er, der dichter, allein kenne die echte freiheit. so ist denn B.s erklärung sicher falsch und ich halte es für viel wahrscheinlicher dass der spruch irgendwie auf Goethes poesie hinzielt, auf die in dem folgenden distichon zweifellos angespielt wird. — spr. 21 deutet B. auf die symbolik der Goetheschen poesie und hält ihn, wie man annehmen muss, für ein zwiegespräch zwischen dieser symbolik und etwa einem leser oder kenner jener poesie. es liegt aber auf der hand dass diese auffassung völlig unmögliche voraussetzungen zur bedingung hat. einmal müste der zweite satz: *wie rufst du aus der inneren kraft heiliges leben empor* an den anredenden gerichtet sein, während doch ganz offenbar das angeredete wesen, seine innere kraft und deren lebendige würkung im gegensatz zu dem toten äufseren gemeint ist. dann müste die symbolik an sich etwas unvollendetes sein und an einem inneren mangel kranken, zu welcher annahme durchaus kein zwingender grund vorliegt. — nein, auf diesem wege sind keine früchte zu pflücken, das wird jeder zugeben, der B.s buch näher prüft, und sein ganzer versuch, aus der sammlung ein symbolisches bekenntnis herauszuschälen, darf als gescheitert angesehen werden. er konnte auch nicht gelingen, weil er mit dem character jener spruchsammlung zu wenig vereinbar ist. — diese bietet, wie es scheint, der forschung kein anderes problem als unter genauer beachtung des wortlauts und strictem festhalten an den bildern eine solche deutung der sprüche zu versuchen,

dass man das princip ihrer anordnung durchschaut. einiges dafür hat schon Viehoff getan, aber leicht kann man weiter kommen als er. freilich darf man sich nicht scheuen, gelegentlich den zusammenhang in etwas entfernteren beziehungen zu suchen, auch wol einmal eine unterbrechung oder störung der reihe anzunehmen. denn da die sammlung, wie wir schon sagten, aus disparaten elementen besteht und Goethe mit ihr eine scherzhafte würkung erstrebte, dürfte das nicht allzu sehr gegen den geist der dichtung verstofsen und ihre entstehung, wie wir wenigstens sie uns denken, verböte es auch nicht. uns nämlich scheint es dass wir für sie 1) einen grundstock anzunehmen haben, der in einer anzahl gelegentlich und aus verschiedenen anlässen verfasster sprüche bestand und 2) eine reihe solcher, die Goethe hinter einander dichtete, als er die ganze sammlung dem rahmen anzupassen suchte, den er für ihre zusammenfassung in dem begriff und titel der Weissagungen des Bakis gefunden hatte. zu 2) werden dann namentlich die scherzhaften gehören bezw. die, bei denen Goethe es auf die humoristische würkung absah. es stimmt zu dieser vermutung sehr gut, dass die sammlung während der im erscheinen begriffenen ausgabe der Neuen schriften bei Unger veranstaltet wurde. — von der anordnung ist so viel sicher, dass 2 teile zu unterscheiden sind, einer, in dem Goethe zu den politischen fragen seiner zeit stellung nimmt bis spr. 14, und einer, in welchem er lebensregeln und lehren mehr allgemeinen inhalts mitteilt, nicht aber, wie B. meint, über sein dichten und seine stellung als poet auskunft gibt. —

Dass nun für eine solche untersuchung B.s betrachtung noch nützlich werden kann, ist möglich, da es ja sein hauptbestreben war, den zusammenhang der sprüche unter einander zu ermitteln. hat er doch aufserdem das verdienst, in der einleitung (s. 4 ff) darauf aufmerksam gemacht zu haben, dass Riemers bekannte notiz über die Weissagungen, wonach sie eine art von stechbüchlein in der weise der ehemaligen spruchkästlein usw. werden sollten, sich auf diese sammlung nicht beziehen kann, vielmehr nur auf die unter dem titel Vier jahreszeiten vereinigten distichen anwendung findet. —

Absolut keinen gewinn dagegen kann die forschung aus B.s zweiter untersuchung, die sich mit Goethes Novelle beschäftigt, ziehen. dürfte man das bis zum überdruss gebrauchte wort: 'legt ihrs nicht aus, so legt was unter' noch anwenden, auf diese arbeit passte es wie vielleicht auf keine andere. im sinne der mittelalterlichen moralisatio nämlich versucht B. tote gegenstände wie lebendige gestalten der Goetheschen erzählung auszudeuten. die stammburg, von der uns in der Novelle eine so anschauliche schilderung entworfen wird, bedeutet ihm 'die alte reichsherlichkeit der deutschen kaisermacht' und der turm auf ihr, von dem niemand zu sagen wüste, wo die natur aufhört,

kunst und handwerk aber anfangen, das 'alte deutsche königtum'. die seitwärts vom turme angeschlossenen mauern und terrassenförmig sich herab erstreckenden zwinger sind ihm 'die herzogliche, fürstliche, die reichsfeudale, regelmäfsig nach unten sich abstufende macht'. der ahorn, der auf den stufen, die in den hauptturm hinaufführen, wurzel geschlagen hat usw. und sich über das ganze wunderbar hoch in die luft hebt, ist ihm 'der preufsische staat'. — man sieht: nicht anders als ein mittelalterlicher prediger bemüht sich B. seine vorlage zug für zug auszudeuten und er schrickt vor den ärgsten consequenzen seiner methode nicht zurück. — die frau des menageriebesitzers vertritt den 'frommen sinn', das 'volksgemüt' und ihre bunte und seltsame kleidung weist darauf hin dass dieses in der erscheinung oft bunt und seltsam genug sich 'äufsert'. ihr mann aber, der menageriebesitzer, bedeutet 'den klugen sinn des volkes, den volksverstand', sodass wir es im sinne B.s fast beklagen müssen, so gar nichts über die ehe dieser beiden grofsen repräsentanten zu hören. unter dem tiger ist nicht etwa ein tiger zu verstehen, sondern vielmehr 'die entfesselte volkskraft' und der löwe bedeutet keinen löwen, sondern so etwas — ganz klar wird das nicht — wie 'die majestät des volkes'. in dieser weise wird die ganze erzählung Goethes ausgelegt und es ist wahrhaft rührend zu lesen, wie der dichter wider und wider das lob von B. entgegen nehmen muss, dass er für die 'symbolische' erklärung so deutliche hinweise gibt und doch so genau sich an die würklichkeit hält. — wir aber meinen dass eine derartige betrachtungsweise einer widerlegung nicht erst bedarf und wir möchten nur den wunsch aussprechen dass B. sie nicht auch auf andere werke Goethes anwende. fast scheint es uns nämlich, als ob er mit der absicht umgehe, den Wilhelm Meister einer ähnlichen interpretation zu unterwerfen, da er einmal auf Goethes äufserung, der roman sei durch und durch symbolisch, bezug nimmt. hoffen wir aber dass er, noch bevor er die arbeit unternimmt, sich von der verkehrtheit seiner methode selbst überzeugt und gelernt hat, was Goethe unter symbolischem zu verstehen pflegte. nicht das allegorische nämlich meinte er damit, sondern das typisch-didactische, wie man es etwa kurz bezeichnen könnte. in dem aufschlussreichen brief an Schiller aus Frankfurt vom 17 august 1797 spricht er sich eingehend darüber aus. dieser brief sei B. besonders empfohlen.

Berlin im mai 1886. Otto Pniower.

Notiz.

Das von JSchmidt zuerst in dem programm der lat. hauptschule zu Halle 1876 erwähnte, dann in der Zs. f. d. phil. 8, 227 ff genau beschriebene und veröffentlichte bruchstück einer hs. von

Wolframs Willehalm ist trotz der ausdrücklichen bemerkung aao. s. 231 schon von Pfeiffer (Quellenmaterial 2, 6) erwähnt und von Öhler, dem es damals, wie es scheint, gehörte, im Serapeum 10, 298 ff herausgegeben worden: einrichtung, lesarten und umfang setzen die identität aufser zweifel. KONRAD ZWIERŻINA.

EIN BRIEF WILHELM GRIMMS.

Bei meinem letzten aufenthalte in Oxford entdeckte ich in der Bodleiana zufällig den folgenden originalbrief Wilhelm Grimms an den freiherrn Hans von Hammerstein, welchem der erste band der Lieder der alten Edda, herausgegeben durch die brüder Grimm, Berlin 1815, *zugeeignet ist. das Oxforder exemplar, welches in der Bodleiana die pressmarke* Gough. Adds. Sax. Lit. 8°. 33 *trägt, ist vermutlich aus dem besitze des freiherrn von Hammerstein in die genannte bibliothek direct übergegangen, da der brief Wilhelm Grimms vor dem titelblatt des bändchens eingeklebt ist.*

Wohlgeborner
hochgeehrtester Herr und Freund

Ew Wohlgeb. sende ich hierbei die eben fertig gewordene erste Abtheilung des Iᵗ Bandes unserer Edda mit der Bitte solche als ein freundschaftliches Geschenk anzunehmen. Wir wünschen daz Ihnen das Buch nicht ganz missfällt, seyn Sie aber so gütig uns Ihr Urtheil über die Behandlung zu schreiben und überhaupt, wie Innen das alte nordische Epos gefällt. Auf diese erste Abtheilung wird eine andere folgen, die den Urtext völlig mittheilt, der IIᵗ Band enthält dann das Glossarium der dritte den Commentar.

Die Einlagen an Hr. Hoekstra und Hr. Bilderdyk bitte ich gefälligst auf die Post geben zu lassen, da ich die Adresse des letzteren nicht genau kenne, bitte ich gleichfalls sie zuzufügen.

Mein Bruder wird Ihnen von Wien aus selbst geschrieben haben, ich hoffe ihn bald hier zu sehen. Behalten Sie uns in freundschaftlichem Andenken, ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Cassel 18ᵗ May 1815 Ew. Wohlgeb.
ergebenster
Wilhelm Grimm.

Der adressat (sein aufenthaltsort steht nicht angegeben) ist derselbe, welcher als westphälischer gesandter in Kopenhagen den Grimms eine copie der noch ungedruckten lieder der Edda verschaffte und dessen daher sowol widerholt in den briefen der brüder aus diesen jahren als auch in Wilhelms vorrede zu den Altdänischen heldenliedern gedacht wird. von 1811 *an bis zum ende des königreichs Westphalen führte er den titel 'graf'. die weitere correspondenz liegt in Berlin (Briefwechsel mit nord. gelehrten s.* 85 *anm.).*

Weimar, august 1886. OTTO FRANCKE.

Litteraturnotizen.

BHaushalter, Die gränze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen sprachgebiete östlich der Elbe. sonderabdruck des Rudolstädter gymnasialprogramms nr 653. mit zwei sprachkarten. Halle a/S., Tausch & Grosse, 1886. 50 ss. 4°. 1,60 m. — die arbeit verdankt ihre entstehung einer von der fürstlich Jablonowskischen gesellschaft in Leipzig gestellten preisaufgabe, welche eine 'darstellung der geschichtlichen entwickelung der gränze zwischen dem hoch- (resp. mittel-)deutschen und niederdeutschen sprachgebiete östlich der Elbe' sowie 'des gegenwärtigen bestandes dieser gränze' verlangt hatte. den ersten teil der aufgabe sucht der verf. zu lösen an der hand der urkunden, soweit solche veröffentlicht waren und ihm zur verfügung standen (hauptquelle für die prov. Brandenburg war natürlich Riedels Cod. diplom. Brandenburg.). dadurch aber, dass die urkunden fast die einzige grundlage für die untersuchung ausmachten, ist eine grofse lücke entstanden, die an der arbeit auffällt. nach des verf.s eigener aussage (s. 18) hört nämlich das niederdeutsche in dem in betracht kommenden gebiete um die gränzscheide des 15 und 16 jhs. auf geschäftssprache zu sein und die urkunden werden, selbst wenn das niederdeutsche noch weiter gesprochen wurde, in hochdeutscher sprache abgefasst. von einer darstellung der geschichtlichen entwickelung der sprachgränze kann deshalb höchstens bis zum ausgang des 15 jhs. die rede sein und über die allmähliche ausgestaltung der gränze in den folgenden jahrhunderten erfahren wir nichts. selbstverständlich gilt das gesagte nur da, wo der verf. den angedeuteten weg der untersuchung gehen konnte; für die provinz Posen zb. muste er aus mangel an urkunden auf jede geschichtliche darlegung verzichten und in den provinzen West- und Ostpreufsen ist von einer sprachgränze zwischen hoch- und niederdeutsch gar nicht zu reden, in so fern wir von der mitteldeutsch-schlesischen sprachinsel im Ermelande (Ostpreufsen) absehen wollen, der s. 43 ff eine eingehende und interessante betrachtung gewidmet ist.

Es ist mir natürlich nicht möglich, die resultate Haushalters im einzelnen nachzuprüfen. ich kann nur sagen, dass mir die befolgte art und weise der untersuchung — den oben bemerkten mangel vorbehalten — den eindruck grofser gewissenhaftigkeit und zuverlässigkeit gemacht hat, sodass man auf die gewonnenen ergebnisse, die s. 49 f zusammengestellt sind, im allgemeinen wol bauen darf. ich hätte es freilich gerne gesehen, wenn der verf. den s. 48 erwähnten einwand, dass sich aus der mundart der urkunden nicht auf die mundart der gegend, der sie angehören, schliefsen lasse, nicht blofs mit einer kurzen bemerkung abgetan sondern ausführlich zu widerlegen gesucht hätte; er würde dadurch für seine schlussresultate nur eine um so festere grundlage geschaffen haben. der genannte einwand ist ja im grofsen

und ganzen gewis unbegründet, wenn auch nicht zu läugnen ist, dass er in einzelnen fällen doch das richtige treffen kann. —

Den gegenwärtigen bestand der sprachgränze ermittelt der verf. gestützt auf eine menge von erkundigungen, die er überall, zum grösten teil schriftlich, teilweise auch persönlich, eingezogen hat. einleitend weist er in einer übersicht über die vorhandene einschlägige litteratur die notwendigkeit einer neuen untersuchung nach: die bisherigen gränzbestimmungen (so auch die jüngste im Physikalischen atlas des deutschen reiches von Andree und Peschel) sind vielfach unrichtig. bei der widergabe der ihm zugekommenen schriftlichen zeugnisse ist der verf. — ich muss das trotz der s. 48 ausgesprochenen bitte bemerken — in seinem streben nach vollständigkeit zu weit gegangen; es hätte da vieles wegbleiben können, ohne dass dem zwecke der arbeit in irgend einer weise geschadet worden wäre (man vgl. zb. s. 43). dass die berichte einige mal (s. 25. 27. 37) sich widersprechen, kann natürlich dem verf. nicht zur last gelegt werden; es begreift sich aus den verhältnissen. den angaben der bürgermeister dürfte übrigens (s. 25 zb.) mehr gewicht beizulegen sein als denjenigen des landrates, schon darum, weil erstere mit dem volke in näherer berührung stehen. der verf. scheint, wie aus der karte hervorgeht, nicht dieser ansicht zu sein.

Schliefslich noch ein wort über die zwei sprachkarten, von denen die eine den bestand der sprachgränze um 1450 (in der prov. Brandenburg), die andere den jetzigen verlauf derselben veranschaulichen soll. im allgemeinen zunächst die bemerkung, dass ich farbendruck der angewendeten schraffierung vorgezogen hätte. die schraffierung ist schon darum von nachteil, weil sie das entziffern der ohnehin schlecht gedruckten ortsnamen bedeutend erschwert. sodann vermisse ich in der 2 karte einige ortsangaben, zb. von Meseritz und Obornik in Posen (vgl. s. 37). endlich scheint mir die 2 karte mehrere widersprüche mit dem text zu enthalten. so wird Zossen (prov. Brandenburg) nach s. 11 zum niederdeutschen sprachgebiete zu rechnen sein und nicht zum hd., wie es auf beiden karten (sogar in der zum jahr 1450!) geschieht. es ist auch nirgends ersichtlich, warum dem niederdeutschen im osten des kreises Jüterbogk auf der 2 karte ein gröfseres gebiet zugeschrieben wird als auf der 1 (vgl. die bemerkung auf s. 7 z. 14 ff). der kreis Osthavelland hätte zum mindesten ganz als mischgebiet bezeichnet werden sollen (siehe die angaben auf s. 21); ebenso stimmt die ausdehnung des hd. auf der karte im kreise Niederbarnim nicht mit den zeugnissen (s. 25: Alt-Landsberg); vgl. auch die angaben aus Freienwalde in Oberbarnim (s. 27) und Oderberg im kreis Angermünde (s. 35). auch widersprechen die berichte aus Bromberg und Inowrazlaw (prov. Posen; s. 39) der zeichnung der karte. A. Bachmann.

Parzival. rittergedicht von Wolfram von Eschenbach. aus dem

mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von SAN-MARTE (dr hon. phil. Albert Schulz). 3 verbesserte aufl. Halle, Niemeyer, 1887. II, XCII, 328, 482 ss. 8°. 10 m. — San-Marte, wol der älteste unter den lebenden Wolframforschern, lässt von seiner übersetzung des Parzival die dritte auflage erscheinen und beschliefst damit seine reichentfaltete tätigkeit für den grofsen dichter unseres mittelalters. zuerst 1835 veröffentlicht war diese übersetzung überhaupt die erste, welche Wolframs werk in neuhochdeutsches gewand zu kleiden unternahm. seitdem ist von vollständigen übersetzungen doch nur die Simrocksche zu nennen. richtiger aber, als gegenwärtig auf s. XXI, hat San-Marte sein verhältnis zu Simrock in der 2 auflage (jetzt s. XVII) bezeichnet. beide arbeiten haben ihre berechtigung neben einander. Simrock schliefst sich genauer an die form des originals an, muste aber eben deshalb den sinn manchmal etwas mehr zwängen als das San-Marte nötig hatte, welcher auch kreuzreime sich gestattet und im verse neben dem gewöhnlichen wechsel zwischen hebung und senkung auch dactylen zulässt. gerade diese freiheiten geben der erzählung etwas behagliches, munteres, humoristisches; in folge des minder genauen anschlusses an Wolframs worte ist sie an sich schon für heutige leser leichter verständlich: und so wird bei dem gegenwärtig in weiten kreisen erwachten interesse für die Parzivalsage und -dichtung San-Martes übersetzung wol auf viele freunde rechnen dürfen und dem verfasser verdienten dank auch in zukunft sichern. MARTIN.

HANS SCHERRER, dr jur. et phil., Übersicht der vaterländischen deutschen geschichtschreibung. Heidelberg, GWeifs, 1886. 95 ss. 8°. 1,80 m. — die kleine schrift ist gedacht als einleitung zu einer von dem verfasser geplanten deutschen geschichte und soll den studierenden 'über den entwickelungsgang der deutschen geschichtschreibung und deren hilfswissenschaften einiger mafsen orientieren.' höhere aufgaben verfolgt sie nicht, geht deshalb über das neueste kurz, über vieles ganz hinweg und wird nur am schluss über Niebuhr, Ranke, Schlosser und ihre schüler und über Treitschke und Janssen etwas ausführlicher. an letzterem rühmt Sch. das kulturhistorische interesse und die essayistische darstellungsform, sonst aber urteilt er mit recht folgender mafsen über ihn: 'seine gerühmte objectivität ist vorbedachtes, künstliches blendwerk: er sucht die quellenstellen absichtlich so auszuziehen und im texte zu gruppieren, dass sie gerade das wörtlich antworten, was er zu sagen wünscht. er reifst die stellen aus ihrem zusammenhang, nimmt den passenden wortlaut heraus ... das buch ist ganz urkundlich und doch durchaus parteiisch.' G. KAUFMANN.

Privatdozent dr BSEUFFERT in Würzburg wurde zum ao. prof. der neueren deutschen litteratur an der universität Graz, der ao. prof. dr RMWERNER in Lemberg zum ord. daselbst ernannt.